Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt.

Folge 10 — Lemberg, am 5. März (Lenzmond) 1933 — 12. (26.) Jahr



Der Sieger

Außenpolitische Wetterwolken

Eine spürbare Unruhe hat die Weltöffentlichkeit ergriffen. Unaufhaltsam hat sich von innen her die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Neuordnung Europas durch die Friedensdiktate nicht den natürlichen Bedürfnissen und Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung entspricht. Unter furchtbaren Erschütterungen und krampfartigen Zuckungen hat sich der gequälte Körper Europas in den letzten Jahren bereits einiger Krankheitsstoffe entledigt. Nach der Zurückziehung der militärischen Besetzung Deutschlands hat auch die Tributregelung eine einigermaßen befriedigende Lösung gefunden und nun beginnt der entscheidende Kampfabschnitt, das Ringen Deutschlands für die Gleichberechtigung der Lebensentwicklung aller Völker. Auf dem Gebiete der Rüstungsfrage kommt diese Auseinandersetzung zum Austrag, die moralisch längst entschieden ist, gegen die sich Frankreich aber mit immer neuen Mitteln sträubt.

Paris ist die Quelle der Beunruhigung, die seit kurzem geradezu systematisch verbreitet wird. Von Paris aus ist das törichte Gerücht von einem angeblichen Dreibund Italien-Deutschland-Ungarn ausgesprengt, während zur gleichen Zeit die Kleine Entente in einem tatsächlichen Dreibund, dessen Grundlage die Skoda-Kanonen bedeuten, noch einmal einen Versuch zur Aufrechterhaltung der französischen Machtposition im Südosten gemacht hat. Diese neue Zusammenfassung der Kleinen Entente zu gemeinsamem Handeln mit dem Ziele der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes richtet sich nicht allein mehr gegen die Revisionswünsche Ungarns, sondern bedeutet eine von Frankreich gewünschte Stützung vor allem des innerlich bereits völlig ausgehöhlten Südslawenstaates als des Vorpostens gegen Italiens Absichten auf den Balkan. Nach den Kroaten, den Slowenen, den bosnischen Moslems und den Mazedoniern haben sich nun-

mehr auch alle alten serbischen Parteien gegen die Belgrader Diktaturregierung ausgesprochen, die sich nur noch auf Heer und Polizei stützen kann. Die neue, vielbesprochene „Brücke über die Donau“ soll bei der zunehmenden Erschütterung auch der Verhältnisse in Rumänien anscheinend ein Zusammenschluß auf Gegenseitigkeitshilfe sein, wobei der Blinde dem Lahmen zur Seite stehen will.

Mit Drohungen und Verlockungen versucht man noch einmal auch Österreich und Ungarn in die französische Linie der Donaupolitik zu bringen. Die Aufbauschung des Hirtenberger Waffentransportes auf der einen Seite, Versprechungen auf der anderen Seite kennzeichnen die Absichten der in letzter Zeit wieder äußerst rührigen Pariser Politik, die in Herrn Benesch nach wie vor ihren tätigsten und begabtesten Vorkämpfer hat. Aber auch der rumänische Außenminister Titulescu hat kürzlich dem Sonderberichterstatter eines Budapester Blattes eine Unterredung gewährt, die auf eine Schilderung der Vorteile hinausläuft, wie sie sich aus einem Anschluß Ungarns und Österreichs an die Kleine Entente ergeben sollen. Man kann in diesem Gespräch deutlich die Grundlinien des versunkenen Tardieu-Planes wiedererkennen: wirtschaftliche Zusammenarbeit von Österreich-Ungarn, der Tschechoslowakei, Südslawien und Rumänien auf der Grundlage der Vorzugszölle, für Ungarn außerdem ein Freihafen am Schwarzen Meer und Begünstigungen bei der Einfuhr nach Rumänien. Die in Stresa bereits erzielten Forschritte der Erkenntnis, daß eine Gesundung nur durch Einbeziehung auch Deutschlands und Italiens in einen mittel-südosteuropäischen Gesamtplan zu erreichen ist, werden hier einfach übergangen. Bukarest hat noch einmal der Aufforderung Roms Widerstand geleistet, die Kleine Entente preiszugeben, und hat den Freundschaftsvertrag mit Italien nur provisorisch um sechs Monate verlängert. Die Angst vor der von Ungarn mit allen Mitteln geförderten Revisionspolitik hat Rumänien noch einmal dazu veranlaßt, alle wirtschaftspolitisch und geopolitisch gerechtfertigten Gründe für eine politische Umstellung außer acht zu lassen. Frankreich hat, das muß zugegeben werden, einen Erfolg errungen, der auf die immer noch allzu geringe Bewertung des südosteuropäischen Raumes durch die deutsche Reichspolitik und auf eine schematische, den inneren Kräftegruppierungen nicht genügend Rechnung tragende ungarische Revisionspolitik zurückzuführen ist. Daß diese neue Verkrampfung längst überfälliger Entwicklung eine Gefährdung Europas bedeutet und im Gegenspiel Frankreichs gegen die Gleichberechtigungspolitik Deutschlands auch bedeuten soll, darüber besteht kein Zweifel.

Eine weitere Gefahrenquelle liegt in der Entwicklung der Dinge des Fernen Ostens. Der japanisch-chinesische Krieg ist wieder offen entbrannt. Japan denkt nicht daran, den Beschluß der Genfer Nationenliga auf Nichtanerkennung des Mandschustaates zum Anlaß eines Rückzuges seiner Politik zu machen. Das bedeutet praktisch einen Konflikt, dessen Folgen unabsehbar sein würden, wenn die Staaten und Völker nicht wirtschaftlich und seelisch noch so gelähmt wären, daß wohl niemand ernsthaft den Gedanken eines neuen Weltkrieges erwägen kann. Nur mit einem Lächeln nimmt man zur Kenntnis, daß der berühmte Paneuropäer Coudenhove-Calergi in dieser Lage den gewissermaßen parlamentarischen Antrag stellt, im Sommer 1934 eine Abstimmung aller Völker über Krieg oder Nichtkrieg herbeizuführen. Die Methoden der demokratisch-ideologischen Außenpolitik aus der Zeit des seligen Wilson sind heute ebenso der Lächerlichkeit verfallen wie die innerpolitischen Methoden der mechanischen Parlamentsdemokratie.

Es ist eine traurige Feststellung, daß die einzige Hoffnung auf das Nichtaufflammen des schwelenden Weltbrandes in der Ohnmacht und Schwäche aller Völker beruht. Wenn die Staaten und Völker aus dem letzten Jahrzehnt etwas gelernt hätten, so würden sie sich nicht mit dem blassen Troste begnügen, daß die allgemeine Abspannung doch vielleicht noch das Schlimmste verhüten wird. Sie würden sich überlegen, wie man die mißglückte Neugestaltung Europas aus dem Jahre 1919 einigermaßen ohne besondere Erschütterungen preisgeben und ein neues Europa auf seinen natürlichen Lebensgrundlagen aufbauen kann. In tragischer Weise verkennt Frankreich, daß eine Ordnung nicht zu halten ist, die von rund 130 Millionen Menschen abgelehnt wird. Jede Möglichkeit einer Umgestaltung von innen heraus verhindert dieses in Selbstzufriedenheit vergreiste Frankreich, von der Zollunion bis zu den Erkenntnissen von Stresa. Der Kampf gegen den Träger dieser politischen Reaktion in Europa muß aufgenommen werden, nicht nur auf dem Felde der diplomatischen Auseinandersetzungen, sondern durch einen Vorstoß in die tieferen wirtschaftlichen und kulturellen Lebenszonen. Wenn Europa sich wieder festigt, dann wird es auch möglich sein, von Europa aus die weltpolitischen Spannungen anzugehen, ohne dem Fluche der tötenden Lächerlichkeit des heutigen Genf zu verfallen.

Reminiscere!

Schmückt die Kriegsgräber am Volkstrauertage 1933!

Am Volkstrauertage stehen wir in ernster Besinnung und stiller Einkehr vor den schlichten Kreuzen, die sich wie ein Wall rings um unser Vaterland ziehen. Mit sehnsüchtigem Herzen wandern die Gedanken über die deutschen Grenzen zu dem Fleckchen Erde, das den Sohn oder den Vater, den Geliebten oder den Bruder birgt.

Es entspricht deutschem Wesen, diese Stätten am Volkstrauertage zu schmücken. Wie die Gräber in der Heimat sollen auch die Stätten in fremder Erde an diesem Tage ein Zeichen dankbarer Liebe tragen.

Viele Gräber aber suchen wir vergebens! Hunderttausende sind aufgegangen im Sammelgrab. Hunderttausende sind unbekannt.

„Sie gaben nicht Blut und Leben nur
Im Ringen — im blutigen, großen, —
Selbst ihres Namens schlichte Spur
Hat verschlungen des Krieges Tosen. —“

Kann das Einzelgrab von den Angehörigen durch die Vermittlung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge geschmückt werden, so soll für die Sammelgräber, die Kameradengräber, die Allgemeinheit sorgen. Auch diese Gräber sollen am deutschen Volkstrauertag einen Gruß aus der Heimat erhalten.

Helft alle dazu!

Wie für die anderen Völker „Das Grabmal des unbekannten Soldaten“ Symbol des Dankes für das Opfer ihrer Toten ist, sind für uns die Kameradengräber die Stätten, an denen wir unseren Gefallenen die ihnen gebührende Ehrung erweisen wollen. Das Kameradengrab ist Sinnbild der Gemeinschaft im Tode, Sinnbild der großen gemeinsamen Vaterlandsliebe unserer Brüder.

Der Volksbund bittet daher, für den kommenden Volkstrauertag wie in den Vorjahren um Spenden für die Ausschmückung der vielen großen

Kameradengräber!

Spenden werden in die Ortsgruppen und Verbände oder auf das Postscheckkonto des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V., Berlin NW 7, Nr. 81 648, unter Bezeichnung „Sammelgräberschmuck“ erbeten.

Herabsetzung der Eisenbahntarife für die Landwirtschaft

Das Eisenbahnministerium hat für eine Reihe landwirtschaftlicher Produkte die Eisenbahntarife herabgesetzt, und zwar wurden die Frachtgebühren für Getreide und Hülsenfrüchte bis 100 km um 25 Prozent, für Getreide und Mehle über 100 km um 10 Prozent, für Kartoffeln um 16,7 Prozent, für Kleie, Kuchen und andere Kraftfuttermittel bis zu 100 km um 20 Prozent, über 100 km um 10 Prozent herabgesetzt. Weiter wurde für Erbsen und Bohnen, die für das Kohlenbergwerkgebiet bestimmt sind, eine Frachtermäßigung von 30 Prozent, für Milchwaggonsendungen in größere Verbrauchszentren von 48,1 Prozent, für Fische bei Kleinversand von 25 Prozent, für lebendes und geschlachtetes Geflügel von 20 Prozent und für Kuhkäse von 41,2 Prozent zuerkannt. Für Setzlinge, Pfropfreiser, Obst-, Forst- und Gartenbäumchen wurden die Frachtsätze um 30,3 Prozent, für Hanf und Lein, ungeriffelt, für Exportzwecke um 66,1 Prozent, für Lein und Hanf, geriffelt, aber nicht gekämmt, für Exportzwecke um 23,2 Prozent, für Werg zu Exportzwecken um 49,4 Prozent, für Sämereien und Setzpflanzen für Exportzwecke um 30 Prozent, für Eier in Kleinsendungen um 15 Prozent herabgesetzt. Frachtermäßigungen wurden auch für künstliche Düngemittel gewährt, und zwar für Düngekalk 20 Prozent, Kalisalze bis 600 km 5—10 Prozent, über 600 km 21,8 Prozent und für Superphosphat 10 Prozent.

Aufsicht über den Milchhandel

Nach der Verordnung, betreffend Aufsicht über Milch und Milchprodukte unterliegen Milch und ihre Produkte, Ställe, die Milch für den Verkauf erzeugen, Räume, die zur Aufbewahrung sowie Vorbereitung der Milch für den Verkauf bestimmt sind, Räume, in denen der Milchverkauf stattfindet, sowie alle Gefäße und Vorrichtungen einer gesetzlichen Kontrolle. Unter dem Namen „Milch“ ohne nähere Bezeichnung, von welcher Tierart sie stammt, versteht man Kuhmilch. Milch, die von anderen Tieren stammt (Ziegen, Schafe, Stuten), darf nur unter dem zuständigen Namen verkauft werden. Für den Handelsverkehr wird zugelassen: Voll-, Qualitätsvollmilch und Magermilch. Zur ersten und zweiten Gattung gehört jene Milch nach vollständigem Ausmelken der Kuh, der nichts beigefügt und der auch nichts entnommen wurde. Die zum Verkauf bestimmte Vollmilch muß wenigstens 3 Prozent Fett enthalten. Vollmilch, die weniger als 3 Prozent Fett enthält, kann zum Verkauf als Vollmilch mit besonderer Angabe des Fettgehaltes zugelassen werden. Vollqualitätsmilch ist solche Milch, die aus Ställen stammt, welche unter ständiger veterinärer Aufsicht stehen und in mustergültiger Reinheit gehalten werden. Die Milch muß wenigstens 3,2 Prozent Fett usw. enthalten. Zur Magermilch zählt man solche Milch, der das Fett teilweise oder ganz entzogen wurde.

Weiter enthält die Verordnung die nähere Erklärung für Milchprodukte und setzt die Bedingungen fest, denen sie entsprechen muß, sowie die Anforderungen, die man an Ställe, Verkaufsläden, Molkereien, Gefäße usw. stellt. Obige Verordnung reguliert auf diese Weise den gesamten Milchumsatz und Milchprodukte, angefangen vom Stall durch alle Verkaufsformen bis zum Verbraucher. Diese Vorschriften wurden vom Gesichtspunkte der sanitären Anforderungen festgesetzt zwecks Sicherung der Bevölkerung der Milch und der Molkereiprodukte in einem Zustand, der den hygienischen Anforderungen entspricht.

Genossenschaftswesen

Von den Sparmaßnahmen auf geistigem Gebiete

Von Ing. agr. Karzel, Posen.

Die Tüchtigkeit eines Menschen kann sich erst dann am stärksten auswirken, wenn er vor die Lösung schwieriger Aufgaben gestellt wird. Mit Recht sagt daher das Sprichwort: „In der Not zeigt sich erst der Meister." Jeder vorwärtsstrebende Mensch muß sich deshalb rechtzeitig rüsten, wenn er im gegebenen Falle die Schwierigkeiten des Lebens überwinden will.

Trotz schwerer Zeit wird es keinem Menschen einfallen, aus Sparrücksichten freiwillig auf die Nahrung zu verzichten, weil er weiß, daß die Nahrung zur Erhaltung seines Lebens und der ungestörten Funktion seiner Organe notwendig ist. Auch wird ein von einer schweren Krankheit befallener Organismus nur dann der Krankheit standhalten können, wenn er sich durch eine gewisse Widerstandsfähigkeit ausgezeichnet und eine Nährstoffreserve aufgespeichert hat. Das Wohlergehen der Völker und Staaten hängt aber in starkem Maße von der geistigen Schulung und geistigen Reife ihrer Bürger ab. Und ebenso wie wir auf die ständige Ernährung unseres Körpers nicht verzichten können, ebenso müssen wir auch auf unsere geistige Nahrung bedacht sein.

Beide Energiequellen, die geistige wie die körperliche, müßten wenigstens gleichwertig behandelt werden. Und doch haben sich auch unter unseren Berufsgenossen viele zu dieser Erkenntnis noch nicht durchgerungen. Beim Fehlen von Nährstoffen im Organismus wird der Mensch durch ein Warnungssignal, das Hungergefühl, auf die Notwendigkeit der Nährstoffzufuhr aufmerksam gemacht. Die Vernachlässigung in geistiger Hinsicht macht sich hingegen nur auf indirektem Wege, in der Form von wirtschaftlichem Rückgang, wirtschaftlichen Ausfällen und Verlusten geltend. Dann hat aber der Mensch schnell einen Entschuldigungsgrund zur Hand und spricht von Schicksalsschlägen, Unglück in der Wirtschaft, wirtschaftlichem Pech usw. Selbstverständlich kann der Mensch auch ohne sein Verschulden in wirtschaftliche Not geraten. Er wird sich aber darum viel eher wieder emporarbeiten, wenn er das Leben zu meistern versteht und die Zusammenhänge des wirtschaftlichen Lebens kennt. Ein großer Teil der wirtschaftlichen Ausfälle ist auf Unkenntnis, auf Mangel an Erfahrung und auf Gleichgültigkeit zu buchen. Es liegt auch nicht jedem Menschen die geistige Arbeit, denn auch sie strengt an, manchmal noch viel mehr als die körperliche, und das ist auch der Grund, warum sie vielfach so sehr vernachlässigt wird.

Diese Landwirte suchen sich damit zu trösten, daß auch ihre Väter ohne eine berufliche Schulung ausgekommen sind und trotzdem noch Ersparnisse zurücklegen konnten. Es brauchte somit auch für sie der Besuch von Fachvorträgen oder Fachschulen, das Lesen von Fachblättern usw. nicht unbedingt notwendig sein. Diese Menschen haben vergessen, daß sie in einer anderen Zeit leben als ihre Vorfahren vor 50 oder 100 Jahren. Denn nicht nur sie selbst sind anspruchsvoller geworden, sondern auch an sie werden bedeutend höhere Anforderungen gestellt als an ihre Vorfahren.

Es soll damit nicht gesagt werden, daß wir unsere Lebensansprüche wieder auf den Lebensstandard der früheren Zeiten zurückschrauben sollen. Wollen wir aber auf die höheren Lebensansprüche, die natürlich stets mit größerem Geldaufwand verbunden sind, nicht verzichten, so müssen wir unbedingt unsere Einnahmenseite steigern, und das läßt sich nur durch eine weitere Verbesserung und Vervollkommnung unserer Wirtschaftsweise erzielen. Kredite können da mehr schaden als nützen, da sie nur zu leicht für nicht ganz standfeste Charaktere zur Versuchung werden, das Geld leichtfertig auszugeben und ihre Lage dadurch nur noch weiter zu verschlechtern. Wir müssen uns daher an erster Stelle auf eigene Kraft verlassen und uns immer weiter schulen, damit wir uns den jeweiligen Verhältnissen auch immer schnell anpassen können und damit unsere Kraft auch für die schweren Zeiten ausreicht. Wer daher auf die geistige Schulung verzichtet, schadet sich selbst am meisten.

Die Vernachlässigung der geistigen Schulung äußert sich im praktischen Leben besonders jetzt, wo uns das Wort „Sparen" ständig in den Ohren klingt, in den verschiedensten Formen. So glaubte ein Landwirt aus Sparrücksichten seinem Bruder die finanzielle Beihilfe zur Beendigung der Winterschule versagen zu müssen; ein anderer verzichtete auf das Fachorgan, weil es die Wirtschaftsnot gebietet; ein dritter hielt den Beitrag für die Berufsorganisation in der heutigen Zeit für überflüssig, da wir doch in einer Wirtschaftskrise leben die von keiner noch so maßgebenden Stelle beseitigt werden kann; noch ein anderer glaubte seinem Sohn eine bessere Fachausbildung verweigern zu müssen, weil sich dann der Sohn klüger als der Vater vorkommen könnte.

So ließen sich noch viele andere Beispiele von solchen unangebrachten Sparmaßnahmen, denen man täglich begegnen kann, anführen und es fragt sich nun, wie sie sich in der Praxis auswirken. Nicht selten kommt es vor, daß der nicht organisierte Landwirt für eine einmalige Beratung mehr bezahlen muß als der Mitgliedsbeitrag für die Berufsorganisation, der ihn zur unbeschränkten kostenlosen Beratung in allen Lebensfragen berechtigt, ausmacht. Wieviel Schaden kann so mancher in einem Fachorgan enthaltene Ratschlag oft vermeiden? Und gibt es vielleicht einen Landwirt, der bedauern würde, Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt zu haben? Erleichtert sich aber nicht wenigstens in gleicher Weise jeder Landwirt sein Leben, der neben dieser allgemeinen Ausbildung sich auch fachliche Kenntnisse angeeignet hat? Vernachlässigen wir daher nicht unsere geistige Schulung, denn in ihr liegen die wirksamsten Abw hrkräfte zur Überwindung von schweren Zeiten.

Bericht

über den Zustand der evangelischen Schulen in dem Dornfelder Pastorale, Lemberger Kreis, Kameral Herrschaft Szczerzec.

Verfaßt bey der im Monat April 1826 Veranstalteten Visitazion

Von **Wilhelm Simon**, Schuldistrikts Aufseher im mitlern Seniorat zweiten Bezirks.

Nach dem, Vermöge Vorschrift der politischen Verfassung für die deutschen Schulen in den K. K. Oesterreichischen Staaten, den evangl. Kolonie Gemeinden des Dornfelder Pastorats, in der K. Kameral-Herrschaft Szczerzec, Lemberger Kreises, die Visitazion ihrer Schulen, durch den unterzeichneten Distrikts Schulaufseher, des mitleren Seniorats zweiten Bezirks, 8 Tage vorher bekannt gemacht, auch hirzu der Herr Pastor aus Hartfeld Szartoris mit eingeladen worden, so wurde diese Visitazion, in Gegenwart des Herrn Kameral-Verwalters Krach, dessen Bestättigung am Schluß der Visitazion stehet, und im Beyseyn der Ortsbehörden, an dem nachgesetzten Tage, und zwar zu erst in Dornfeld, als dem Sitze des Pastorats, Vorgenommen, wobei auf folgende Hauptgegenstände, die Aufmerksamkeit gerichtet wurde:

1. Der Pastor, als der Katechet, ist der Schuldistrikts Aufseher selbst, und kan also über sein Katechatisches Talent, kein unpartheiisches Urtheil abgeben; nur das bezeugt ihm sein Gewissen, daß er es sich ernstlich läßet angelegen seyn, die heiligen Wahrheiten der Religion Jesu in den Lehren des Glaubens, und der Pflichten den Kindern so faßlich und eindringend, als er vermag, vorzutragen.

2. Der Lehrer an der Dornfelder Schule ist Georg Schmitt, aus Kurhessen gebürtig, ein Mann in den kräftigsten Lebens-Jahren, von Talent und guten Gaben, die er auch bey dem Unterrichte der Kinder mit Geschicklichkeit zu verwenden verstehet.

Bey der übergroßen Zahl der schulbesuchenden Kinder, reicht die Kraft eines Lehrers nicht aus, 160 in allen Lehrgegenständen so zu unterrichten, wie es zu wünschen wäre. Für eine so angefüllte Schule ist ein Schulgehülfe ein wahres Bedürfniß, welchem der Lehrer willig Wohnung, und Beköstigung geben würde, wenn nur ein angemessnen Gehalt in Geld, für den Gehülfen, von Höchsten Orten her, ausgemittelt werden können, sey es aus dem Schulfond oder aus den K. K. Renten des Dominiums.

3. Die Schüler. Im Verzeichnis der schulbesuchenden Kinder ist die Zahl auf 160 von beiden Geschlechtern, nehmlich 85 Knaben, und 75 Mädchen angegeben. Nach Ansicht des Fleis-Katalogs ergab es sich, daß der grösere Theil der Kinder die Lehrstunden fleißig besucht, und gute Fortschritte im Lernen, Lesen, Schreiben, Rechnen, an der Tafel, und aus dem Kopfe gemacht. Eben so bezeugte auch der Lehrer seine Zufriedenheit mit dem Gehorsam, und der Aufführung des größern Theils der ihm anvertrauten.

Nur wenige wurden zu fleißigerm Besuchen der Schule, und zu einem ruhigern und sitsamern Verhalten während des Unterrichts, und Nachhause-Gehens ermahnet.

4. Im allgemeinen genommen wurden keine besondern Beschwerden über die Aeltern der Schulkinder von dem Lehrer vorgetragen, daß man sie der Nachläßigkeit im Verhalten ihrer Kinder zum Schulbesuch zeihen konnte; so wie auch im Entrichten der Besoldung an den Lehrer. Den wenigen, welche der Pflichtvergessenheit im Verhalten ihrer Kinder zum fleißigen Besuchen der Schule überwiesen wurden, ermangelte man nicht die nöthigen Erinnerungen für die Zukunft zu ertheilen.

5. Schulgebäude. Was schon lange fühlbares Bedürfnis gewesen, ist geschehen. Das alte, finstere, und für Lehrer und Schüler ungesunde, und für so viel Kinder zu enge Hauß, ist weggerissen und an seine Stelle, auf einem erhöheten Boden, ein ganz neues, gemauertes von hartem Material erbautes, mit einem hohen, hellen, und gesundem Zimmer für die Schule, und einem abgesonderten für den Lehrer, und seine Familie aufgeführet worden. Nichts wurde bey diesem Bau auser Acht gelassen, was zur Vervollständigung und Verschönnerung des Innern, und der Schulgeräthschaften gehöret — ein neuer Tisch — neue Bänke Rechentafel u. d. g.

In diesem Hause des öffentlichen Unterrichts — der Bildung der Jugend für Religion, und den Staat, hat der hiesige Richter, Johann: Ohlinger, unterstützt von dem für Ordnung und Sittlichkeit so thätigen Herrn Verwalter Krach sich ein bleibendes Denkmahl in der Gemeinde gesetzet.

6. Der Orts Schulaufseher, Wilhelm Dollmann ist nahe an 80 Jahren — nicht mehr Kraftvoll genug, um in seinem Wirkungskreis, aufhabenden Pflichten, volles Genüge zu leißten; inzwischen möchte man ihn doch nicht gerne, sonstiger guten Eigenschaften wegen, durch einen andern ersetzen, bis eine höhere Macht ihn von seinem Posten abrufen wird.

Nachdem man sich durch die Prüfung in allen Lehr Gegenständen Kentnis von dem Fleis und Geschicklichkeit der Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. so wie auch, was das Christenthum betrift, verschaft hatte, wurde die Visitazions-Handlung mit Gesang und Gebet beschlossen.

So bald die Kinder entlassen waren, wurde der Lehrer im Beiseyn des Herrn Verwalters und Ortsgerichts zu anhaltendem Fleis bey dem Unterricht einen so zahlreichen Jugend und zu einer gewissenhaften Erfüllung so wichtigen Pflichten, Väterlich ermahnet.

Dornfeld den 12ten April 1826.

Wilhelm Simon Schul-Distrikts-Aufseher

Herr Verwalter hat am Schluß der Visitazion in Rosenberg für die 7 Schulen am 30 April unterzeichnet

Michael Szartoris Pastor in Hartfeld.
Johann Ohlinger, Richter.
Christoph Schneberger, Geschworner.
Wilhelm Geier, Ausschuß. (Forts. folgt.)

Aus Zeit und Welt

Neue Verordnung über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen

Mit dem 15. März d. J. tritt die neue Verordnung über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Kraft mit einer Reihe von wichtigen und grundsätzlichen Änderungen der bestehenden Vorschriften.

Die wichtigsten Änderungen betreffen:

1. Die für den erwerbsmäßigen Transport von Lasten bestimmten Kraftfahrzeuge zählen zu den für den öffentlichen Verkehr bestimmten Fahrzeugen. Daher müssen die Führer solcher Fahrzeuge rote Führerscheine besitzen.
2. Die Zulassungsbescheinigung ist ein Jahr gültig und das nur bei gleichzeitiger Vorweisung der Kontrollkarte über die bezahlte Straßensteuer.
3. Die Kennzeichen folgt die Wojewodschaft gegen Ersatz der Kosten aus.
4. Beim Verkauf eines Kraftwagens ist der alte Besitzer verpflichtet Zulassungsbescheinigung und Kennzeichen abzugeben.
5. Autobusse und Lastwagen auf Luftreifen können außerhalb verbauter Ortsteile mit 60 km pro Stunde fahren.
6. Die Chauffeurprüfungen bei der Wojewodschaft sind abgeschafft. Die Führerscheine erteilt die Wojewodschaft auf Grund von Zeugnissen, welche eine vom Verkehrsminister noch zu bestimmende Institution ausstellen wird.
7. Die Gültigkeit der Führerscheine ist nicht begrenzt.
8. Die Erlangung des roten Führerscheines kann direkt erfolgen, doch muß außer dem oben erwähnten Zeugnis noch ein weiteres Zeugnis über Kenntnisse der ersten Hilfe bei Unglücksfällen vorgelegt werden.

Schluß mit der Prohibition in Amerika!

Das Repräsentantenhaus hat ebenso wie der Senat die Annahme der Entschließung beschlossen, die sich für die Aufhebung der Prohibition ausspricht.

80 Jahre Zuchthaus

Guiseppe Zangara, der den Anschlag auf den neugewählten Präsidenten Roosevelt verübt hat, ist zu einer Zuchthausstrafe in Höhe von 80 Jahren verurteilt worden. Dieses Urteil schließt noch nicht die Anklage wegen des Anschlages auf Bürgermeister Cermack und Frau Gill ein.

1,5 Millionen polnische Kleinbauern ohne Saatgetreide

Der Verband der landwirtschaftlichen Arbeiter Polens hat im ganzen Lande eine Umfrage über die gegenwärtige Lage der kleinen Landwirtschaften veranstaltet. Die Enquete hatte, wie der Krakauer „Ilustrowany Kurjer Codzienny" berichtet, ein sensationelles Ergebnis. Über 1½ Millionen kleinbäuerliche Betriebe befinden sich in ungewöhnlich kritischer Situation. Sie seien von Hunger bedroht, da sie keine Mittel zum Ankauf von Saaten für die Frühjahrssaison besitzen. In dieser Frage soll nun bei der Polnischen Regierung eine Aktion eingeleitet werden mit dem Zweck, die Kleinbauern mit besonderen Saatkrediten zu versorgen. Nach provisorischen Berechnungen werden für diesen Zweck ungefähr 5 Millionen Zloty benötigt.

Aus Stadt und Land

Aufruf

Wie weisen immer darauf hin, daß das Volksblatt ein „Familienblatt" ist, das in jedem deutschen Hause vorgefunden werden sollte. Unsere Worte sind auf fruchtbaren Boden gefallen, und es haben sich bereits viele neue Bezieher gemeldet; ein Beweis, daß das nötige Verständnis vorhanden ist. Um uns aber gegenseitig besser kennenzulernen, ist es notwendig, daß wir die Geschichte einer jeden deutschen Kolonie kennen. Wir wollen fortlaufend im Volksblatt eine Gemeindegeschichte bringen; sollten wir Bilder von Gemeinden, Schulen und dergl. erhalten, was sehr angezeigt wäre, werden wir auch diese erscheinen lassen. Deshalb wenden wir uns an alle Herren Pfarrer, Lehrer und alle anderen Mitarbeiter mit der Bitte: „Schickt uns die Entwicklungsgeschichte Eurer Gemeinden, den jetzigen Stand der deutschen Familien, Seelenzahl und dergl. ein." Dadurch lernen wir uns besser kennen und verstehen. Im vorhinein danken wir allen herzlichst für das Entgegenkommen.

Schriftleitung des „Ostdeutschen Volksblattes"

Lemberg. (Vortragsabend.) Am Sonntag, dem 5. März, veranstaltet der hiesige Frauenverein unter Leitung des zuständigen Pfarramtes in dem Turnsaale einen musikalisch-vokalischen Abend, bei welchem der gegenwärtige Leiter des Pfarramtes auch einen religiösen Vortrag halten wird. Zur Darstellung gelangen Chöre, Deklamationen und Klavier- und Violinvorträge. Beginn des Abends 5 Uhr nachm. Um zahlreichen Besuch wird freundlichst gebeten. Eintritt frei!

Lemberg. („Die Ratsmädels" zum drittenmal!) Da die Vogelsche Operette „Die Ratsmädels" bei unserem Theaterpublikum so warmen Anklang fand, daß sie zweimal bei ausverkauftem Haus über die Bretter ging und die Theaterleitung weiterhin mit Nachfragen bestürmt wird, sieht sich diese veranlaßt, die Operette am 12. März um 17 Uhr zu wiederholen. Kartenvorverkauf wie üblich ab Donnerstag, den 9. März, im „Domverlag", Zielona 11, in der Zeit zwischen 4 und 6 Uhr.

Lemberg. (Todesfall.) Es sind kaum drei Wochen verstrichen, als in Lemberg die traurige Nachricht verbreitet wurde, daß Frau Mitschke, die langjährige Vize-Präsidentin des evang. Frauenvereins, gestorben sei. Am 22. Februar d. J. ist ihr der Gatte, Herr Wilhelm Mitschke, nachgefolgt. Sein Herzenswunsch, mit seiner unvergeßlichen Lebensgefährtin möglichst bald wieder zusammen zu sein, ist in Erfüllung gegangen. Er ruhe in Frieden!

Annaberg. (Ortsgruppe d. V. d. K.) Noch sind uns die schönen Stunden zu Pfingsten in lieber Erinnerung, als unsere Gemeinde die Hauptversammlung des Gesamtverbandes beherbergte. Gäste aus nächster und weitester Umgebung waren gekommen, um Zeugnis zu geben von der Verbundenheit anderer Siedlungen mit Annaberg. Jeder einflußreiche Mann, selbst der Gemeindevorsteher sorgte für Herberge und das leibliche Wohl der Gäste in seiner Gemeinde. Die denkbar besten Eindrücke von den zähen deutschen Gebirgssiedlern wurden in die Welt hinausgenommen. Diese natürlichen gesunden Dorfverhältnisse klangen warm entgegen, als am 25. Jänner 1933 die Jahresversammlung abgehalten wurde. Im Gemeindehause versammelte sich jung und alt, um an der Wahl beteiligt zu sein. Der Tätigkeitsbericht hatte besonders von den Jung-Mitgliedern viel zu melden. Die gewissenhafte Art, wie die Hauptiagung vorbereitet wurde, die Einstellung zur Wanderfahrt in das Karpathendorf Jammersthal, war Beleg für wollende junge Menschen, dem Verbande als lebendiges Glied mit anzugehören. Leider auch jene Gemeinde besonders unter dem Drucke unserer Zeit, viele kräftige Arme sind zur Untätigkeit verurteilt, so hat man sich mit der neuen Zeit abgefunden und hält aus.

Um einen Einblick in den geschäftlichen Teil unserer Ortsgruppe zu erhalten, so sei anzuführen: Eingenommen wurden 98,65 zł, ausgegeben 96,40 zł, verbleibt in der Kasse 2,25 zł. Die folgende Neuwahl brachte Herrn Georg Kraus durch. Unsererseits geben wir unserem Obmann die besten Wünsche in sein neues Amt mit.

Jammersthal. (Liederabend.) Am 26. Dezember 1932 fand hier in der Schule ein Liederabend statt. Die Lieder wurden von der Schuljugend und von der Jugendgruppe des V. d. K. vorgetragen. Der Abend war in zwei Teile eingeteilt. Der erste Teil war eine Weihnachtsfeier, bei der nach einer kurzen Ansprache des Lehrers unsere schönsten Weihnachtslieder drei- und vierstimmig wiedergegeben wurden. Im zweiten Teil des Liederabends kamen nebst Kanons und Volksliedern auch Lieder von Beethoven, Kreuzer, Mendelssohn u. a. zum Vortrag. Sämtliche Lieder wurden sehr gut wiedergegeben, was um so mehr beachtenswert ist, als unser Jugendgruppenchor nur aus sechzehn Sängern besteht und wir regelmäßige Gesangsstunden seit etwa 2 Jahren haben. Was die Schulkinder anbelangt, so wurde behauptet, sie hätten sogar schöner gesungen, trotzdem sie nur dreistimmige Lieder vortrugen.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Monatsbeilage

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1 Mars, 5 Takt, 9 Alaun, 11 Naa, 12 Ai, 13 Eos, 15 Man, 16 Landrat, 17 Ger, 19 Ob, 20 Tau, 22 Jo, 23 Lea, 25 Pfund, 27 Frau, 28 Arno.

Senkrecht: 1 Maas, 2 Ali, 3 Ra, 4 Sue, 6 Ar, 7 Karat, 8 Tann, 10 Nordkap, 14 Bar, 15 Mal, 16 Leber, 17 Golf, 18 Bodo, 21 Usa, 22 Inn, 24 Aa, 26 Ur.

*

Silbenkreuz

Note, Deka, Lina, Nona, Dekade, Käte, Kanonade, Kali, Kana.

*

Bild und Natur

Echt — Recht — Hecht — Specht.

*

Magisches Quadrat

Liszt, Imola, Solon, Zloty, Tanya.

*

Bescheidene Lebenshaltung

Werder (Warder — Tegel — Wartegelder.

*

Sprunghafte Steigerung

Kräf — tiger — holt. — Kräftig erholt.

Dividende bei Genossenschaften

Nach Art. 57 des Genossenschaftsgesetzes dürfen Genossenschaften eine Dividende auf die Anteile verteilen, die höchstens 2 Prozent höher sein darf als im Rechnungsjahr der höchste Diskontsatz der Bank Polski betrug. Die Genossenschaften können also eine Dividende bis zu 9½ Prozent berechnen, weil der höchste Diskontsatz 7½ Prozent im vorigen Kalenderjahre war.

Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

	Bankkurs	Priv.-Kurs
16. 2. 33 ..	8.92½—8.92½	8.92½
17. 2. 33 ..	8.9170—8.92	8.92¼
20. 2. 33 ..	8.8975—8.90½	8.91
21. 2. 33 ..	8.90 —8.90¾	8.90¾—8.91

2. Getreide pro 100 kg:

20. 2. 33	loco Lwów
Weizen vom Gut	33.00—33.50
Weizen Sammelladg.	30.50—31.00
Roggen einheitl.	18.50—18.75
Roggen Sammelladg.	17.50—17.75
Mahlgerste	13.50—14.00
Hafer vom Gut	16.25—16.75
Hafer Sammelladg.	12.50—12.75

3. Molkereiprodukte u. Eier im Großverkauf:

16. 2.—18. 2. 33: Butter Block 2.70 zł, Kleinpackg. 2.90 zł, Milch 0.18 zł, Sahne 24% 0.80 zł, Eier Schock 6.20 zł.

19. 2.—22. 2. 33: Butter Block 2.70 zł, Kleinpackg. 2.90 zł, Milch 0.18 zł, Sahne 24% 0.80 zł, Eier Schock 5.40 zł.

(Mitgeteilt vom Verbande deutscher landw. Genossenschaften in Polen, Lwów, ul. Chorążczyzna 12).



Brutpflege bei Insekten

Bei vielen niederen Tieren wird die Brutpflege, wenn sie überhaupt vorhanden ist, von den Männchen übernommen, weil die Weibchen in der Minderzahl sind und mit ihrer Vernichtung auch die Nachkommenschaft zugrundegehen würde. Das Weibchen muß also volle Bewegungsfreiheit haben, wenn es sich vor seinen Feinden schützen will, und kann sich nicht mit den Eiern herumschleppen. In den Vereinigten Staaten gibt es eine Schnabelkerfenart, die Zaitha anura, bei denen das Männchen die Eier auf seinem Rücken trägt, bis die Jungen ausschlüpfen. Gerade bei dieser Insektenart sind besonders interessante Einblicke in die Vorgänge und das Verhalten der Tiere bei der Brutpflege gelungen. Ein Naturforscher hat ein Zaitha-Pärchen in einem Aquarium gehalten und festgestellt, daß das Weibchen dem Männchen die Eier geradezu aufzwingen mußte. Es machte förmlich Jagd auf das Männchen und ging in seinen Bemühungen, das Männchen in seine Gewalt zu bekommen, listig und berechnend vor. Es näherte sich dem Männchen bis auf sechs oder zehn Zentimeter, bleibt dann ruhig an den Pflanzen hängen und beginnt, scheinbar harmlos, zu fressen. Ueber eine halbe Stunde wartet es oft auf den Zeitpunkt, wo es dem Männchen auf den Rücken springen kann, und wiederholt den Versuch so lange, bis er glückt. Das Männchen wird dann festgehalten, bis seine Flügeldecken ganz und gar mit Eiern besetzt sind, die von selbst ankleben. Dieser Vorgang dauert manchmal Stunden. Dem Männchen ist die Bürde sichtlich unangenehm. Es versucht in der ersten Zeit immer wieder, mit mehr oder weniger Erfolg, die Eier mit den Füßen abzustreifen. Aber allmählich gewöhnt sich das Männchen an seine „Vaterpflicht", wird in seinen Bewegungen ruhiger und nimmt schließlich die Eie sorgsam in acht. Man kann sogar beobachten, daß es öfter mit seinem dritten Beinpaar, das lange Ruderborsten trägt, über die Eier hinstreicht, um alle Fremdkörper zu entfernen, die sich eventuell auf ihnen angesammelt haben.

In der Zeit, wo die Eier reifen und die Jungen sich in der Eihülle entwickeln, werden die Männchen immer schwerfälliger und bleiben endlich ganz still an einer Wasserpflanze haften. Nur die Hinterleibspitze strecken sie über die Wasseroberfläche, um Luft zu bekommen. Wenn dann die jungen Larven die Eihülle durchbrechen, sind die Männchen ganz matt und kraftlos und können sich kaum noch bewegen.

—o—

Frühlingsblüher im Steingarten

Damit das Leben im Garten möglichst zeitig beginnt, noch ehe die Bäume und Sträucher sich belaubt haben, verdammeln wir allerlei Trockenheitsgewächse um uns, wie sie hauptsächlich in Gebirgsgegenden zuhause sind. Die ihnen gewohnten Wachstumsbedingungen finden sie bei uns am besten in Steinbeeten und Trockenmauern.

Von Ende März an können wir uns hier an weißen oder bunt leuchtenden Blütenteppichen erfreuen. Das Weiß liefert uns z. B. die Alpenkresse (rabis) mit einfachen und gefüllten Blüten. Ungefähr gleichzeitig mit ihr erblühen die Aubrietien in mehreren violetten Tönen. Beide Pflanzen gehören zu den schönsten Frühlingsstauden, die sich durch Widerstandsfähigkeit gegen Trockenheit auszeichnen. Das Gelb vertritt unter diesen wertvollen Pflanzencharakteren das Gebirgsschildkraut (Alyssum saxatile), ein Pflänzchen, das in deutschen Kalkgebirgen hie und da wild wächst.

An die bisher genannten Erstlinge unter den Steingartenblühern schließt sich Ende April die Blütenzeit der Schleifenblume (Iberis sempervirens) an, von der es einige Gartenformen gibt. Sie fallen durch die Reinheit und die Fülle ihrer Blumen überall auf. In den Mai führen uns dann weiter hinein die niedrigen Zwergschwertlilier in Blau, Gelb und Weiß, der rosafarbene Frühlingsphlox, die bulgarische Wolfsmilch und einige Steinbrecharten.

—o—

Jagdhumor

Schnurr ist mit mehreren Freunden auf der Hühnersuche. Während der eingelegten Frühstückspause unterhält man sich auch über die Eigenschaften der Jagdhunde.

„Ihr ‚Treff' ist vorzüglich!" lobt der Herr Oberförster, „wie sicher er vorsteht und wie geschickt er apportiert! Ich möchte fast sagen, ihr Hund arbeitet mit der Präzision eines Uhrwerks. — Haben Sie ihn selbst aufgezogen?"

Schnurr schüttelt den Kopf „heute", sagt er, „heute morgen nicht!"

Rieche Dich gesund!

Eine Gebrauchsanweisung für die Nase / Von Herbert Schilderer

Es ist allgemein bekannt, daß sehr starker Blumenduft im geschlossenen Raum heftige Kopfschmerzen hervorrufen kann; schon die geistreiche Marquise de Sevigné, berühmt durch den Briefwechsel mit ihrer ebenso geistreichen Tochter, hat vor etwa 300 Jahren das Schlafen in stark parfümiertem Zimmer für die „ungesündeste Sache der Welt" erklärt. Weniger bekannt ist aber, daß intensiver Blumengeruch sogar zu Schwindelanfällen, dem sogenannten „Blumenschwindel" führen kann und daß auch Heiserkeit und darüber hinaus vorübergehende Lähmungserscheinungen an den Stimmbändern zuweilen die Strafe für unvernünftige Orgien unserer Nase sind. Besonders die genießerischen Franzosen haben da schlechte Erfahrungen gemacht, und es sind im vorigen Jahrhundert von französischen Aerzten über dieses Thema dicke Bücher geschrieben worden, in denen auch Anekdoten und bedauerliche Begebenheiten in großer Zahl angeführt werden.

Neben der Lilie spielen auch Tuberose, Narzisse und Jasmin eine große Rolle in derlei Begebenheiten, ebenso Magnolie und Stechapfel. Als besonders gefährlich erweist sich aber das Bilsenkraut. Sein Geruch kann Nasenbluten hervorrufen, und von dem berühmten niederländischen Arzt Boerhaave, der vor etwa zwei Jahrhunderten an der Universität Leiden wirkte, wird erzählt, daß er in einen schweren Rauschzustand verfiel, nachdem er unter Verwendung des Bilsenkrautes eine Salbe hergestellt hatte. Der Rauch von verbrannten Bilsenkrautsamen soll bei zwei Apothekergehilfen in Dresden sogar eine mehrwöchige Störung der Gehirntätigkeit hervorgerufen haben.

Sehr eigenartig ist der „Umstand", daß auch ganz gewöhnliche, durchaus nicht übermäßig starke Gerüche bei manchen Menschen die seltsamsten Wirkungen erzeugen. So gibt es Menschen, die von dem harmlosen Geruch der Zitrone Kolik bekommen und auf andere wieder wirkt allein der Apothekengeruch so, als hätten sie Bitterwasser getrunken. Und wenn wir schließlich hören, daß Schiller bekanntermaßen durch den Geruch fauler Aepfel sogar in seinem Schaffen angeregt wurde, so bestätigt das nur jenes Grundgesetz, daß nicht allen frommt, was einem nützt.

Zu der Ansicht, daß uns viele Blumen und ihr Duft Freunde und Helfer im Lebenskampf sein können, sind fast alle die klugen Leute gekommen, die vor Jahrtausenden oder noch im vorigen Jahrhundert den Blumenduft einer ernsthaften Betrachtung für wert befunden haben. Besonders Salbei, Rosmarin und Vanille haben da eine gute Note erhalten, aber auch nichtpflanzliche Gerüche, wie der des Moschus, und man sagte von ihnen allen, daß sie auf die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit des Menschen einen stark belebenden Eindruck ausüben. Der französische Arzt Féré, der Ende des 19. Jahrhunderts unter den Nerven- und Irrenärzten hervorragte, hat sich der Mühe unterzogen, den experimentellen Beweis zu erbringen. Er bediente sich dabei des Ergographs, eines sinnreichen Instrumentes, das es ermöglicht, die mechanische Arbeit der Fingermuskeln aufzuzeichnen. Es wurde also einem Finger befohlen, ein Gewicht von mehreren Gramm abwechselnd zu heben und zu senken; als der Finger müde wurde und die Arbeit abbrechen wollte, hielt man seinem Herrn Moschus unter die Nase und sogleich stellten sich Kraft und guter Wille wieder ein, und der Ergograph verzeichnete, daß die Arbeitsleistung so gut war wie am Anfang.

Diese angenehmen wie auch die unangenehmen Begleiterscheinungen der Gerüche sind einerseits durch den vermehrten Blutandrang zu erklären, den die Geruchsnerven bei Reizung in den Schleimhäuten der oberen Nasenhöhle und auch im Gehirn hervorrufen, andrerseits wieder ist es wahrscheinlich, daß manche dieser Erscheinungen Reflexvorgänge darstellen, wie sie auch nach der Ueberreizung anderer Sinnesorgane oder nach besonders lebhaften Gemütsbewegungen auftreten.

Schon im Altertum hat man versucht, diese Erkenntnisse in der Heilkunde zu verwerten. Selbst der große Hippokrates hielt Räucherparfüms bei verschiedenen Frauenleiden für sehr förderlich. Heute hat diese Art der Heilkunst nur wenig Vertreter. Freilich sind Ammoniak und Aether überall im Gebrauch, aber man kann sie beim besten Willen nicht als Wohlgerüche bezeichnen, und man könnte jedenfalls dem Arzt einen guten Erfolg versprechen, der die liebenswürdige Kunst seiner Kollegen in alter Zeit wieder erneuern würde.

FÜR DIE JUGEND

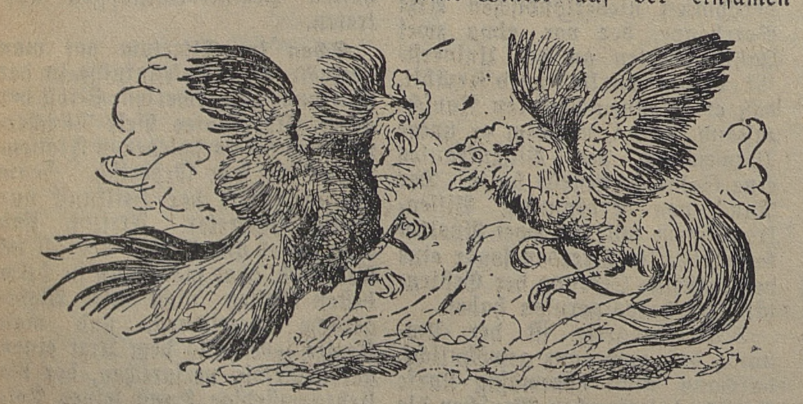
Das Panama-Geduldspiel

Zwischen dem Pacific und dem Atlantic, dem Stillen und dem Atlantischen Ozean, gibt es bekanntlich den Panama-Kanal, der vor mehreren Jahren eröffnet wurde. Natürlich gibt es für diesen Kanal, genau wie für jede andere Wasserstraße dieser Art, eine genaue Verkehrsordnung, und die Schiffe, die den Kanal passieren wollen, dürfen nur in einer festgesetzten Reihenfolge hindurchfahren. Wir wollen annehmen, daß sich im Kanal 12 Schiffe aufhalten, die wir mit den Zahlen 1 bis 12 bezeichnet haben. Alle diese Schiffe kommen aus dem Pacific und wollen in den Atlantic. Die Kanalbehörde hat verfügt, daß die Reihenfolge genau eingehalten werden muß, es darf also zuerst nur Schiff 1 in den Atlantischen Ozean, dann Schiff 2 usw. Da der Kanal aber ziemlich eng ist, müssen zum Ausweichen ganz bestimmte Plätze benutzt werden, die auf unserem Bilde als 6 freie Quadrate erkenntlich sind. Die Aufgabe besteht darin, durch Verschieben der einzelnen Schiffe auf die freien Felder und die dabei entstehenden neuen Freiflächen die Schiffe so zu ordnen, daß sie in der Reihenfolge von 1 bis 12 den Kanal verlassen können.

Um dieses Geduldspiel zu lösen, verfertigt man sich aus Papier 12 kleine Quadrate, die man mit den Zahlen 1 bis 12 bezeichnet und auf die entsprechenden Felder des Bildes legt. Durch Verschiebung der Papierstückchen muß die gewünschte Reihenfolge erzielt werden. Selbstverständlich darf auf jedem Feld immer nur ein Schiff stehen und die Verschiebung ist immer nur von einem besetzten zu einem freien Feld möglich. Wem es gelingt, mit den wenigsten Zügen den Kanal zu räumen, hat das Spiel gewonnen.

Hahnenkämpfe

Hahnenkämpfe finden wir als Spiel und Belustigung fast bei allen südlichen Völkern. Wir treffen sie schon in Italien, Spanien und in Südfrankreich. Die Spanier und Portugiesen brachten sie nach Mexiko und nach Südamerika, wo sie sich besonders auf dem Lande großer Beliebtheit erfreuen. Aber auch der Osten hat seine Hahnenkämpfe.



Berühmt sind die Hahnenkämpfe von Bali in Niederländisch-Indien. Bei diesem sanften, ganz in Religiosität versunkenen Volke bildet diese Grausamkeit und Tierquälerei eigentlich einen gänzlich unverstandenen und unerwarteten Charakterzug. Aber diese Hahnenkämpfe gehören offenbar seit ältesten Zeiten zur volkstümlichen Sitte, so daß es der niederländischen Kolonialregierung nicht gelingt, sie auszurotten. Wenn sie sie auch verbietet, es gibt genug stille Winkel auf der einsamen Insel, wo das Auge des Gesetzes nicht hinreicht.

Merkwürdig ist, daß auf Bali nur Männer den Hahnenkämpfen beiwohnen dürfen. Für Frauen sind diese Darbietungen streng verboten. Die Zuschauer hocken gewöhnlich an einer Gartenmauer im Halbkreis herum. Die Hähne haben sie in Korbkäfigen mitgebracht. Es sind prächtige Tiere, groß und wohlgenährt. Sie werden eigens zum Zwecke des Kampfes gezüchtet und gehalten. Um ihre natürliche Kampflust noch zu steigern, werden sie von den Hennen getrennt und in engen Körben gefangengehalten. Ferner werden ihnen die Schenkel mit Brannntwein eingerieben und massiert, so daß sie kräftiger werden. Das genügt den Balinesen aber noch nicht. Um den Kampf blutiger zu machen, werden den Hähnen etwa 10 Zentimeter lange, scharfe, dolchförmige Messer an den Sporen befestigt. Gelingt es einem der Hähne, über den anderen zu kommen und ihm von oben einen Stoß zu versetzen, so sinkt der Gegner tödlich getroffen nieder.

Wie alte Bauwerke versinken

Die Ursachen der Ueberdeckung alter Bauwerke mit Erde sind nur in wenig Fällen leicht zu ermitteln. Lokale Senkungserscheinungen, wie am Neptunstempel von Pästum und am Baptisterium von Ravenna, Anhäufungen von Sinkstoffen, wie in Olympia und Aquileja, Ueberdeckung mit Brandschutt und vulkanischer Asche, wie im Pompeji und Herkulanum, alle diese Ursachen sind in einzelnen Fällen ausreichende Erklärungsgründe für die Tatsache, daß alte Bauwerke oder ihre Trümmer ganz oder teilweise mit Erde überdeckt und scheinbar im Boden vergraben sind. In dem Werke des berühmten Ch. Darwin wird eine Ursache aufgeführt, welche viele sonst unerklärliche Erscheinungen der genannten Art aufzuklären geeignet scheint. Darwin hat beobachtet, daß die Würmer, welche sich von den in der Erde enthaltenen organischen Bestandteilen nähren und die unverdauten Reste als lockeren Schlamm von sich geben, in außerordentlich hohem Maße zur Umgestaltung der Oberfläche des Bodens beigetragen. Die Dicke der Humusschicht, welche im Laufe von zehn Jahren durch die Tätigkeit der Würmer an der Oberfläche mehrerer beobachteter Grundstücke ausgebreitet worden war, schwankte zwischen 2 und 6 Zentimeter. Die Tiere lieben den Schutz der Steine, untergraben sie, setzen ihre Auswürfe am Umfange ab und bewirken so allmählich deren vollständiges Versinken. Darwin hat mehrfach beobachtet, daß dünne Schichten von Quarzkieseln, Schlacken usw., welche er auf Gartenland ausbreitete, nach sechs bis fünfzehn Jahren um 8 bis 12 Zentimeter eingesunken oder mit lockerem Boden überdeckt waren. Im Jahre 1876 wurden die Ueberreste einer römischen Villa bei Abinger in der Grafschaft Surrey dicht unter dem Humus aufgefunden, in deren Zementfußboden zahllose Wurmlöcher sich vorfanden, vielfach auch lebende Würmer, die noch bei der Arbeit waren.

Der Rechenkünstler

Wer kann ein paar hundert sechsstellige Zahlen aus dem Aermel schütteln, die alle durch 13 ohne Rest teilbar sind? Hier sind einige Proben davon:

216 216, 545 545, 103 103, 698 698, 832 832.

Ja bitte, es stimmt wirklich immer. Z. B.:

```
545 545 : 13 = 41965
 25
  12 5
    84
     65
```

Rest Null

Nicht weniger als 899 verschiedene Zahlen könnte man so aufschreiben, und alle werden diese Bedingung erfüllen. Aus den angeführten Proben erkennt man aber wohl schon das Bildungsgesetz, das ihnen gemeinsam ist: jede dieser sechsstelligen Zahlen besteht aus zwei gleichen Gruppen von drei Ziffern. Aber, was noch wunderbarer ist: diese Zahlen lassen sich auch durch 11 ohne Rest teilen. Z. B.:

```
216 216 : 11 = 19656
 106
   7 2
    61
     66
```

Rest Null

Und endlich sind die Zahlen auch durch 7 restlos teilbar. Damit haben wir die Lösung des ganzen Rätsels gefunden.

Eine Zahl, die man durch 13, 11 und 7 teilen kann, muß natürlich auch durch $13 \times 11 \times 7$ zu teilen sein. $13 \times 11 \times 7 = 143 \times 7 = 1001$. Die angeführten Zahlen sind aber lauter Vielfache von 1001. Wenn man also eine beliebige dreistellige Zahl mit 1001 $(1001 + 1)$ multipliziert, so kommt dabei eine sechsstellige Ziffer von zwei gleichen Zeilengruppen heraus, z. B. $105 \times 1001 = 105\,105$. Auf diese Art bilden sich diese geheimnisvollen Zahlen, und eigentlich haben sie jetzt für uns gar kein Geheimnis mehr, nicht wahr?

Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

(2. Fortsetzung). *Roman von Ernst Klein*

Irene schüttelte den braunen Kopf. „Ganz gewiß nicht. Erst gestern sagte er mir, das Geschäft ginge mit Rücksicht auf die allgemeine schlechte Lage sehr gut. Es sind viel Fremde in Berlin, und er hat eine ganze Menge verkauft. Sogar einer von den großen Steinen, die er kürzlich erst aus Holland bekommen hat, ist schon fortgegangen. Für schönen Schmuck haben die Leute eben noch immer Geld. Und dann, weißt du, Mama — Paul ist nicht nur sein bester Arbeiter, sondern auch sein bester Verkäufer. Ich war neulich im Geschäft. Da habe ich gesehen, wie er zwei Damen eine Smaragdschleife aufgeredet hat, die sie von einem anderen gewiß nicht genommen hätten. Sie wollen alle nur von ihm bedient sein."

„Du bist doch hoffentlich nicht eifersüchtig?"

„Eifersüchtig? Mama, ich bitte dich! Was ist Eifersucht? Doch immer nur Mißtrauen gegen sich selbst. Und ich hab' gar keinen Grund, gegen mich mißtrauisch zu sein!"

Sie lachte bei diesen Worten, aber sie fühlte selbst, daß ihr Lachen nicht ganz echt klang. Eifersucht? War sie wirklich nicht eifersüchtig? Marterte sie sich denn nicht mit dem Gedanken an diese schöne, gefährliche Schauspielerin, die so urplötzlich alte Freundschaftsrechte auf Paul geltend machte? Hatte sie denn nicht gesehen, wie in der letzten Zeit Paul mehr als einmal sorgenvoll, mit bekümmertem Gesicht nach Hause gekommen war? Fühlte sie nicht, daß ihn irgend etwas quälte, was er vor ihr zu verbergen trachtete? Immer wieder waren ihre Gedanken zu jener Frau zurückgewandert. Und nun fragte die Mutter, ob sie eifersüchtig sei? Konnte sie bei der alten Frau Hilfe suchen? Ihr verraten, daß plötzlich ein Schatten über dem Sonnenland ihrer Ehe lag?

Sie spielte Komödie, und sie spielte sie ausgezeichnet. Uebermütig lief sie vor den Spiegel und drehte sich kokett hin und her. „Paul ist heute noch gerade so verliebt in mich wie vor fünf Jahren, als wir heirateten!"

„Stimmt!" sagte er von der Tür her. „Und meine Schuld wird es nicht sein, wenn ich es nach vierzig Jahren nicht auch noch bin!"

„Vierzig Jahre — hu! Liebe mit Ewigkeitsgarantie?" Irene war auf einmal wieder ganz übermütig. In ihren dunkelbraunen Augen irrlichterten die Kobolde, und sie tänzelte zu ihrem hübschen Mann hin, um sich ihm an den Hals zu hängen. „Gerade hat mich die Mama gefragt, ob ich nicht eifersüchtig wär'. Weißt du, Paul: Wenn ich sehe, wie schick und elegant du dich da machst, komm' ich beinahe auf den Verdacht . . ."

Sie vollendete den Satz nicht, sondern blickte ihm in die Augen. Irgend etwas war in dieser halben Frage, das seine Unruhe nur noch steigerte. War es möglich, daß sie —?

Er schüttelte den Gedanken mit beinahe wilder Entschlossenheit ab und küßte die junge Frau innig auf Augen und Mund. So wich er der direkten Antwort aus.

Irene begleitete ihn dann bis zur Korridortür. „Komm bald zurück!" flüsterte sie ihm zu. „Ich werde auf dich warten — nicht wahr?"

Er nickte. Auf einmal war ihm seltsam schwer in der Brust. In der offenen Tür zum Salon sah er seine Mutter: grauhaarig, würdevoll, voller Liebe. Neben ihm in seinem Arm dieses junge, blühende Geschöpf — — — Geh nicht! Geh nicht! flüsterte es in ihm.

„In zwei Stunden bin ich wieder da!" sagte er und machte sich von Irene frei.

Auf der Treppe blieb er noch einmal stehen. Ahnung eines kommenden Unglücks? Was ist nur mit mir los? Was ist nur —? Er konnte noch immer zurück! Mochte Lilly drohen! Feigheit? Skrupel?

Das letztemal! Das war wie ein großer Schwur. Das letztemal!

Er stieg die Treppe hinab, hielt vor dem Hause ein Taxi an und fuhr zur Wohnung Lillys. —

Robert blickte mit spöttischer Belustigung auf Lilly, die aufgeregt im Zimmer hin und her lief. „Er wird schon kommen!" näselte er. „Aber du mußt doch begreifen, daß es ihm schwerfällt, sich aus den Armen der Tugend loszureißen. Besonders, wenn diese Arme so hübsch rund und mollig sind wie —"

„Halt den Mund!" fuhr sie ihn an. „Was hat er am Telephon gesagt?"

„Das fragst du jetzt zum drittenmal. Er hat gesagt, er werde in einer Stunde kommen. Liebe ist immer unpünktlich, meine Teure! Das solltest du doch aus deiner eigenen Praxis wissen!"

Ihre großen weißen Zähne nagten nervös an den dunkelrot gefärbten Lippen. „Hör mit dem Unsinn auf!"

„Unsinn nennst du das? Du hast in deinem Dasein doch Erfahrungen genug sammeln können. Kannst du oder willst du nicht einsehen, daß auch der unmoralischste Mensch mit Moral infiziert wird, wenn er mit ihr schlafen geht und mit ihr aufsteht? Wenn die Tugend so um die vierundzwanzig herum ist, hübsche Beine hat und — —"

„Du bist ein Esel!"

„Möglich!" gab er zur Antwort und mischte sich einen Whisky mit Soda. „Ich habe sogar die Ueberzeugung, daß ich ein viel größerer Esel bin, als selbst du glaubst."

Sie blickte scharf zu ihm hinunter. Sie kannte diesen Mann da viel zu genau, um nicht den Sinn dieses schönen Bekenntnisses zu erfassen. „Mach dich nicht lächerlich!" höhnte sie.

„Ich denke nicht daran," gab er gelassen zur Antwort. „Ich warte. Eines Tages wirst du doch begreifen, daß auch deine Macht eine Grenze hat. Du hast dir immer eingebildet, daß du Paul in der Hand

hättest, daß du die Hand nur zuzumachen brauchtest. Die andere ist stärker!“

Die schwarzen Augen funkelten. Keine Frau läßt sich solche Dinge sagen, selbst wenn sie weiß, daß sie wahr sind.

„Weil sie die paar Jahre jünger ist? Was kann sie einem Mann wie Paul geben?“

Robert schlürfte mit quälender Gelassenheit seinen Whisky. Es war eine Gelegenheit, das schöne Weib zu martern, und die ließ er sich nicht entgehen. Aug' um Auge, Zahn um Zahn. „Was sie ihm geben kann? Sie hat ihm ein Kind gegeben!“

„Lächerlich! Paul —! Den die Polizei der ganzen Welt sucht! Den die Franzosen ‚Voleur Phantôme‘ getauft haben! Ich glaube nicht, daß bei ihm der Geschmack für trautes Familienleben sehr stark entwickelt ist. Der Reiz der Neuheit . . .“ Sie brach ab. Wie immer, wenn sie von Paul und über Paul sprach, wurde die Erregung zu stark in ihr; alle Leidenschaft drängte sich mit Explosivkraft zusammen. Sie war die erste Frau, die der halbreife Junge geküßt hatte. Daraus leitete sie ihr unabänderliches Recht auf ihn her: ‚Ich leih' dich nur diesem Gänschen!‘

Robert sprang auf. Er war mittelgroß, breitschultrig, robust. Animalisches in seiner Kraft. Er packte Lilly am Arm und drehte sie zu sich herum. „Wann wirst du endlich einsehen, daß es vorbei ist? Es i s t vorbei, sag' ich dir! Du hältst ihn heute nur durch — —“

„Schweig!“ zischte sie.

Er grinste. Höhnisch, brutal. Insgeheim fürchtete sie diesen Mann, obwohl sie ihn vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an mit Hohn und Spott behandelte. Frauenlaune. Gerade diesem Mann versagte sie sich, von dem sie wußte, daß jede Fiber in ihm nach ihr schrie. Vielleicht gerade deshalb. Sie hielt ihn an der Kette seiner Begierde, aber sie täuschte sich nicht darüber, daß er diese Fessel eines Tages zerreißen würde. Die Gefahr lockte sie: war ihr ein Nervenkitzel. Denn sie war blasiert, überfüttert mit Genuß. Nur ihre Leidenschaft für Paul, diesen schlanken, schönen, ewig jungen Menschen, verlor nichts an ihrer Kraft.

„Es ist vorbei!“ zog Robert durch die Zähne. „Auch die Kompanieschaft. Er will wirklich nicht mehr. Er will nichts mehr riskieren, weil er fürchtet, die Frau, die du so gering schätzt, zu verlieren, die Frau und das Kind. Der häusliche Herd hat Reize, die Menschen wie du und ich nicht kennen. Er wird eines Tages daherkommen und dir erklären, daß er das berühmte neue Leben anfangen wolle. Du hast ihn mit deiner Liebe nicht halten können geschweige denn mit dem anderen, Lilly; und der Teufel soll mich holen, wenn ich dieses blödsinnige Spiel noch lange mit anschaue! Verstehst du?“

Sein Griff auf ihrem Arm schmerzte. Unter seinen dicken schweren Fingern rötete sich ihre weiße Haut. Doch sie zuckte nicht zurück. Sah ihm nur mit kaltem, feindseligem Blick in die nadelscharf zusammengezogenen Augen. „Willst du ihn vielleicht ersetzen? Hast es ja einmal probiert —!“

Er griff auch mit der zweiten Hand zu. „Lilly, es ist besser, von gewissen Dingen nicht mit mir zu reden. Ich weiß, ich bin ein Tölpel. Ich habe nicht seine Geschicklichkeit, seine“ — sein Gesicht verzog sich in bissigem Hohn — „seine Grazie. Ich bin nur als Handlanger gut. Als Chauffeur. Zum Schmierestehen. Das weiß ich alles. Ich bin zweite Klasse. Habe mich damit abgefunden. Aber ich warte lange genug auf dich. Und ich warne dich!“

„Guten Abend!“

Robert fuhr herum und ließ Lilly los.

Paul stand in der Tür. Er kam langsam ins Zimmer, indem er von der Frau zum Mann und vom Mann zur Frau blickte. Ein spöttisches Lächeln zog über seinen Mund herauf. „Ich störe doch nicht?“

Robert ließ sich in seinen Sessel zurückfallen. „Nein, du störst nicht. Lilly und ich sind gerade mit dem fertig geworden, was wir uns zu sagen hatten. Sie war etwas aufgeregt darüber, daß du so spät kommst, und ich habe ihr die Gründe dafür auseinanderzusetzen versucht.“

Paul steckte die Hände in die Hosentaschen und begann, wie es seine Gewohnheit war, auf den Zehen hin und her zu wippen. „Um ein Haar wär' ich überhaupt nicht gekommen.“

„Nun, was hab' ich dir gesagt?“ schnellte Robert zu Lilly hinüber.

Die stand noch so, wie er sie freigegeben hatte. Unwillkürlich rieb sie sich die schmerzenden Stellen an den Armen. Ihre Augen, schwarz, voller Feuer, hingen an Paul. Sie sprach kein Wort, doch mit verhaltenem Atem wartete sie darauf, daß er fortfuhr.

Er schien zu überlegen. Auf der Fahrt hatte er sich klargemacht, daß es vielleicht besser wäre, sich mit Lilly in Frieden auseinanderzusetzen. Im Grunde war auch ein gut Stück Sentimentalität dabei. Er wollte nicht im Streit von der Frau scheiden, die ihn zum Manne gemacht hatte. Er näherte sich ihr also, und der Spott verschwand von seinem Gesicht. Ernst wurde er, wie ein Bittender.

„Setz dich hierher zu mir, Lilly!“ begann er ruhig, in beinah innigem Ton. „Hier zu mir setz dich und hör mich an! Was ich dir sagen will, kann Robert ruhig auch hören. Er weiß es ebensogut wie ich. Und ich will gar keine Geheimnisse mehr zwischen uns dreien haben. Das, was du mir einmal gewesen bist, das kann mir keine andere Frau werden. Und wenn ich jetzt so zu dir spreche, so geschieht es nur in dem Wunsch, daß die Erinnerung an diese Zeit wirklich eine schöne Erinnerung bleibt. Ich habe in den letzten Tagen, leider Gottes, über nichts anderes nachdenken müssen als über dieses Verhältnis, wie es sich gerade jetzt so scharf herausbildet. Ich weiß nicht, Lilly: Hast du darauf hingearbeitet? Willst du, daß es zum Biegen oder Brechen kommt?“

Er blickte sie forschend an. Ihr Gesicht, blasser als sonst, veränderte sich nicht. Robert, ihm gegenüber, zuckte in vielsagender Bewegung die Achseln. Als Paul fortfuhr, kroch langsam ein schärferer Ton in seine Stimme. Die Bitte daraus verschwand.

„Als ich heiratete, hab' ich mir eingebildet, es ginge vielleicht, dieses Doppelleben weiterzuführen. Wenn ich die Tür meines Hauses zumachte, war alles andere hinter mir verschwunden. Aber es geht nicht. Es wird nie gehen. Auf irgendeiner Seite lüge ich —.“

„Bei deiner Frau!“ zischte Lilly dazwischen.

„Das ist dein großer Irrtum, Lilly,“ gab er ihr zur Antwort. „Ich lüge nicht bei meiner Frau, und ich will auch bei dir nicht lügen. Ich habe dir schon einmal gesagt: Ich kann nicht zu dir zurück. Selbst wenn mich meine Frau nicht hielte, so ist es das Kind — — Gott im Himmel, ihr beide wißt ja gar nicht, was das bedeutet, so ein junges, warmes Stück Menschenleben im Arm zu haben, für das man verantwortlich ist!“

Verachtung, die sich allerdings kaum zu zeigen wagte, zuckte über Lillys Gesicht.

Paul stand mit einem Ruck auf. „Wenn du es nicht einsiehst, kann ich dir nicht helfen, Lilly. Aber trotzdem will ich den Versuch nicht aufgeben, in Güte mit euch auseinanderzukommen.“ Er griff in die Westentasche und zog ein ganz kleines, in Seidenpapier gewickeltes Päckchen hervor: den Fünfunddreißig-Karat-Brillanten der Reichsgräfin Sarr. „Hier! Ihr habt mich immer gedrängt, den Stein umzuschleifen. Ich habe mich auf diese Arbeit gefreut. Jetzt mag ich nicht mehr. Ich kann nicht mehr! Ich will eben von allem frei werden!“ Er legte den Stein auf den Tisch. „Hier habt ihr ihn! Macht damit, was ihr wollt! Du hast ja Mittel und Wege genug, ihn an den Mann zu bringen. Ich . . .“ Er wandte sich ab und ging mehrere Male im Zimmer auf und ab.

Lilly nahm das Juwel und ließ es in ihrer Hand funkeln und Farben sprühen.

Roberts kleine Augen brannten gierig darauf. „Das ist ein Vorschlag! Der läßt sich hören!“ rief er. „Du kannst ihn nach New York schaffen lassen. Fünfzigtausend Dollar kriegen wir dafür.“

„Wir werden sehen!“ antwortete sie kalt. Dann wendete sie sich zu Paul. „Du verzichtest also großmütig auf deine vierzig Prozent?“

„Ja. Und ich verzichte noch auf mehr. Ich habe mich bereit erklärt, die Sache heute noch zu machen. Ich bringe euch die Natters-Perlen. Ihr könnt sie behalten. Alle, ich will nichts, gar nichts. Aber — es ist das letztemal!“

„Robert hat wirklich recht. Er hat vorhin gesagt, daß auch der unmoralischste Mensch sich gegen die Infektion der Moral nicht schützen könne. Oder so ähnlich. Du wirst so moralisch, daß wir dich tatsächlich nicht mehr brauchen können!“

Paul hörte nicht den Hohn, hörte nur den Verzicht. Mit einem Sprung war er bei ihr, ergriff ihre beiden Hände. „Lilly, wenn du jetzt die Wahrheit sprichst, wenn es dir ehrlich damit ist, was du da sagst! Du bist doch eine Frau — hast Gefühl! Empfindest vielleicht anders als wir, als andere Frauen; aber du mußt doch begreifen, daß es ein Höllendasein ist, das ich jetzt führen muß. Ein Dasein, das mich zu irgendeinem Wahnsinn treibt. Du gewinnst ja nichts dabei. Du gewinnst nur, wenn du mich freigibst.“

Wieder die Stille im Zimmer. Die Frau war weiß. Und der Gegensatz zu ihrem schwarzen Haar wirkte beinahe unnatürlich. Wie sie es oft tat, senkte sie die Augen, damit niemand sehen könne, was in ihr vorging.

Robert hockte in seinem Fauteuil, weit vorgebeugt, und stierte auf ihr schönes Gesicht. Er war es, der als erster die Spannung löste. „Ich habe dir schon einmal gesagt,“ knurrte er, indem er sich bemühte, ebenso gleichgültig zu sprechen wie dreinzuschauen, „daß ich dich vollkommen verstehen kann, Paul. Vielleicht noch besser als du dich selbst. Du bist einen falschen Weg gegangen und hast nun auf den rechten zurückgefunden. Ich begreife das. Das ist nun mal so. Kommt auch im wirklichen Leben vor, nicht nur in Romanen. Ich könnte direkt eine psychologische Abhandlung über dich schreiben. Du bist der Sohn einer braven Mutter. Allen Respekt vor ihr!“

„Laß meine Mutter aus dem Spiel!“ drohte Paul.

Der andere machte eine Miene des Bedauerns. „Nichts liegt mir ferner, als ihr zu nahe zu treten. Sie ist wirklich eine Frau, vor der selbst ein Kerl wie ich ehrliche Achtung hat. Das, was Gutes in dir ist, kommt von ihr. Ich habe nie so etwas wie eine Mutter gekannt. Weiß Gott, ich — — na ja, das hat nichts mit dir zu tun. Ich will nur feststellen, daß ich dir keine Schwierigkeiten mache. Wir können die Liquidierung unseres Unternehmens jetzt vollziehen, soweit es auf mich ankommt. Falls Lilly einverstanden ist.“

„Ich werde schon für mich selbst sprechen, wenn es Zeit ist,“ sagte die Frau ruhig und kalt. „Jetzt müßt ihr machen, daß ihr fortkommt! Dann, wenn ihr zurück seid — dann können wir weiterreden!“

Robert trank den Rest in seinem Glase aus und erhob sich. Paul gab sich gar keine Mühe, zu verbergen, daß ihm ein Stein vom Herzen gefallen war. Er hielt Lilly die Hand hin. „Wenn wir Glück haben, sind wir in anderthalb Stunden wieder hier.“ Er wandte sich zur Tür.

„Halt!“ Robert rief ihn zurück. „Hast du einen Revolver bei dir?“

Paul drehte sich, mit der Klinke in der Hand, um. „Du weißt doch, daß ich nie so ein Ding mitschleppe. Bis jetzt ist immer alles gut gegangen, und — nein — das Risiko nehm' ich nicht auf mich!“

Der andere drückte ihm trotzdem einen kleinen, bösartig aussehenden Browning in die Hand. „Steck ein! Der Alte ist nicht gefährlich. Aber sein Sohn, der ist Sportsmann und sogar irgendein Champion. Brauchst ja nicht zu schießen — nicht wahr? Nur vor die Nase halten!“

Paul zauderte. Kalt, unangenehm kalt fühlte sich diese tödliche Waffe in der Hand an.

„Robert hat recht,“ drängte nun auch Lilly. „Du erinnerst dich an die Geschichte damals in Montreux? Um ein Haar wärst du — —“

„Na schön, wenn ihr meint!“ Paul steckte den Browning in die Tasche, nickte Lilly zu und schritt hinaus. Robert blickte höhnisch nach ihr zurück und folgte ihm.

Sie blieb allein in ihrem Zimmer; warf sich mit einem Sprung auf die Couch und kauerte sich in die Knie. So horchte sie auf die Straße hinunter. Sie hörte, wie die beiden in das kleine Auto stiegen, das Robert unten stehen hatte. Sie hörte, wie der Motor ansprang, wie sein Knattern dann in der Nacht verklang.

Paul und Robert fuhren zunächst in den Klub. Dort unterhielten sie sich etwa eine Stunde lang mit Monsieur André Gilbert, dem Vertreter einer großen Londoner Seidenfirma, die in Berlin eine Filiale zu errichten beabsichtigte; trieben sich dann, damit sie von aller Welt gesehen wurden, in den vollbesetzten Spielzimmern umher und traten erst kurz nach zwölf ihre Freibeuterfahrt an.

Wer in so großem Stil arbeitete wie der „Voleur Phantôme“, mußte für alle Möglichkeiten vorsorgen; für ein wasserdichtes Alibi in allererster Reihe.

IV.

Weit draußen in Dahlem. Schlafende Straßen. Schlafende Villen. Reichtum und Luxus wohnen hier. Kampf ums Dasein, Not, Sorge kommen nicht in dieses Viertel. Weicher Duft zieht über die Gärten, die tief im Schatten liegen. Da und dort ein verschollenes Licht.

Vom Park her ein schwer schallender Schritt: Der Wächter macht seine Runde. Neben ihm trottet der große Wolfshund. An jedes Tor, an jede Gartentür greift der Wächter. Ein-, zweimal schließt er zu. So

geht er von Haus zu Haus. Plötzlich hebt der Hund den Kopf; wendet sich zurück. Leises Knurren kommt aus der struppigen Kehle. Der Wächter ruckt zusammen. So stehen sie beide bewegungslos und horchen in die Nacht hinaus. Irgendwo hört man in der Stille ein Auto.

Der Mann ist befriedigt. „Komm, Nero! Ist nur ein Auto!" Der Hund will nicht recht; zerrt an der Leine. Witterung? Instinkt? Ahnungsvermögen? Schließlich läßt er sich doch von seinem Herrn fortziehen. Sie biegen um die Ecke der nächsten Straße.

Stille nun wieder. Dann schob sich in den Schatten ein Auto ohne Lichter heran. Nur ein dunkler Fleck im Dunkel. Kaum sichtbar. „Das Haus dort drüben!" flüsterte Robert.

Ohne die Wagentür zu öffnen, kletterte Paul heraus.

„Hast du alles?"

„Alles!"

„Du —!" Robert beugte sich zu dem Gefährten hin. Der blickte ihn verwundert an. „Was denn?"

„N — nichts. Gib nur auf den Jungen acht!"

Paul nickte und huschte über die Straße. Mit einem regelrechten Turnerschwung setzte er über das hohe Gitter. Dann tauchte er in der Finsternis des Gartens unter.

Robert drehte den Wagen um. Beinahe wäre er dabei gegen einen Baum gefahren. Unsicher war er heute . . . Wenn der Paul nur schon zurück wäre! Plötzlich fuhr er von seinem Sitz hinter dem Volant auf. Im ersten Stock des Hauses war Licht aufgesprungen. Ein zweites Fenster erhellte sich . . . Nanu? Paul braucht doch kein elektrisches Licht? Er hatte seine Lampe. Da war etwas nicht in Ordnung!

Er sprang aus dem Wagen. Rannte zum Gitter hin. Weit vorgebeugt, starrte er über die Straße. Kein Mensch zu sehen. Kein Laut zu hören. Aber dort oben das Licht — — und da, ganz deutlich, ein Schuß! Was sollte er tun? Er verfluchte sich selbst, daß er ein so ungeschickter Gesell war, nicht Geistesgegenwart genug besaß. Paul zu Hilfe laufen? Er mußte den Rückzug decken. Immerhin kletterte er über das Gitter. Dabei blieb er im Stacheldraht hängen und zerriß sich die Hose. „Verflucht —!"

Ein zweiter Schuß! Unten im Hause, im Souterrain, wo die Mädchen schliefen, wurde es licht. Nun rannte er wie besessen zum Eingang . . . Da flog die Tür auf —: Paul!

„Allmächtiger! Was ist —?"

Der andere konnte kaum reden, sich kaum aufrecht halten. In der linken Hand trug er eine Kassette, doch mit der rechten krampfte er sich an der Schulter fest. Er hatte seine Maske noch vorm Gesicht und schwankte. Hinter ihm im Hause erscholl Weibergeschrei.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, nahm Robert den Zusammengebrochenen in die Arme, hob ihn wie ein kleines Kind auf und rannte mit ihm davon. Wie er mit der schweren Last über das Gitter kam, wußte er nicht. Er brachte das Unmögliche fertig. Keuchend, stöhnend, fluchend schleppte er ihn in den Wagen. Ließ ihn hineinfallen, schwang sich ans Steuer.

Ein Schrei gellte durch die Stille der Nacht: „Mörder —! Mörder —!"

Paul stöhnte; versuchte, sich aufzurichten. Robert spürte kalten Schweiß auf der Stirn. Mit zitternden Fingern drückte er auf den Kontakt. Der Wagen sprang an. Bellend, fauchend. Die Straße wurde lebendig. Um die Ecke herum kam der Wächter gerannt mit dem Hund . . . Fort — fort —! Die Nacht verschluckte das Auto.

Ueber die Kronprinzenallee. Sechzig Kilometer, siebzig, achtzig —. Die Lichter am Roseneck tauchten auf. Robert verlangsamte die Fahrt. Und beim Schein einer Laterne musterte er den Mann an seiner Seite. Paul war verwundet. Sein ganzer Mantel voll Blut. Sein Gesicht schmerzhaft verzogen und totenbleich. Die Augen hielt er geschlossen. So konnte man unmöglich mit ihm zurück durch belebte Straßen.

„Was ist geschehen?"

„Angeschossen! Ich habe — —" Paul war zu schwach zum Reden. „Bring mich nach Hause!" Kaum hörbar hauchte er die Worte.

„Wohin nach Hause? Zu Lilly?"

Das Gesicht des Verwundeten zog sich jäh zusammen. „Dummkopf! Zu meiner Frau!"

„Aber, um Gottes willen, Mensch —!"

„Ich will zu meiner Frau! Ich muß — —"

„Hältst du's denn überhaupt aus?"

„Frag nicht! Fahr zu!"

Robert hing ihm den eigenen Mantel um und stieg ab, um das Verdeck aufzuschlagen. „Man darf dich so nicht sehen."

„Mit dem Verdeck oben würden wir erst recht auffallen. Ich werde mich schon halten!"

Stöhnend, mit zusammengebissenen Zähnen, richtete sich Paul halb und halb auf. Den Hut zog er tief ins Gesicht. Robert war bleicher und schwächer noch als er. Zwei Schutzleute schauten ihnen nach. Einer versuchte, die Nummer zu notieren: I A 33 — dann aber wußte er nicht mehr genau: eine 7 oder eine 4?

Hohenzollerndamm. Dann beim Roseneck links ab. So verloren sie sich in den kleinen Villenstraßen. Als sie über die Halenseer Brücke fuhren, fragte Robert abermals: „Nun, wie geht's?"

„Fahr zu!"

Ein paar Minuten später hielten sie am Lietzensee — —

Irene wartete. Als die Mutter nach zärtlichem Kuß gegangen war, machte sie es sich in der Kaminecke behaglich und nahm sich ihre Stickerei vor. Sie war eine Künstlerin in dieser Art Arbeit und hatte ihren Ehrgeiz darein gesetzt, sich selbst eine Petit-point-Garnitur anzufertigen. Ein langwieriges und anstrengendes Unternehmen, das sie mit dem größten Stolz erfüllte. Jeden Fortschritt mußte Paul bewundern, und er war ehrlich in dieser Bewunderung. Er betete dieses junge, zärtlich hingebende Geschöpf an.

Lilly Eyrand hatte ihn als Siebzehnjährigen genommen. Gewaltherrisch. Mit der unwiderstehlichen Suggestionsüberlegenheit der reifen Frau über den unreifen Buben. In Irene aber war alles weich. Ihre Liebe nahm nicht — sie gab sich. Ihr Glück bestand darin, den Mann, den sie liebte, glücklich zu machen. Sie war nicht minder leidenschaftlich als die andere Frau, aber ihre Leidenschaft riß nicht in schwindelnde Tiefen. Sie war rein, selbstlos. Selbstlos bis zur Aufopferung des eigenen Ich. Jeder anderen Nebenbuhlerin gegenüber wäre Lilly Siegerin geblieben. In der Minute aber, da sich Irene, neunzehnjährig, dem ersten Liebeskuß Pauls hingab, geriet die seelische Herrschaft, die Lilly über ihn besaß, ins Wanken. Sie war Göttin gewesen und wurde jetzt nur noch Mensch. Gleichgeartet, gleichberechtigt. Kompagnon bei den Geschäften des „Voleur Phantôme". (Fortsetzung folgt.)

FÜR DIE PRAXIS

Der gelbe Galt

Eine wahre Landplage der Milchviehhaltung ist die unter dem alten Namen Gelber Galt oder unter der wissenschaftlichen Bezeichnung Streptokokken-Mastitis bekannte Erkrankung des Euters von Kühen und Ziegen. Sie entsteht durch Ansteckung mit einem Krankheitserreger, der zu den Streptokokken zählt. Die Erkrankung wird durch das Melken oder vom Boden aus verbreitet und kann binnen kurzem ganze Viehställe verseuchen. Die Folge der Erkrankung ist einmal eine Veränderung der Milch, die zunächst wässerig und bläulich, später schleimig und schließlich dickflüssig wird. Als weitere Folge tritt ein allmähliches Zurückgehen und schließliches Versiegen der Milch ein. Die Milch erkrankter Tiere wird minderwertig, genußuntauglich, und schließlich wird der Rindviehstall ruiniert. Aus Gründen der Volkshygiene und der Erhaltung der Wirtschaftlichkeit der Viehhaltung ist es von großer Bedeutung,



daß die Seuche rechtzeitig erkannt wird. Die gelben, eitrigen Ausscheidungen können verhältnismäßig einfach mittels eines sogenannten Indikatorenpapiers erkannt werden. Man melkt im Falle des Verdachtes einen Strahl auf die besonders bezeichnete Stelle des Papiers und kann dabei das Vorhandensein des gelben Ausflusses mühelos erkennen. Dieses einfache und billige Verfahren verdient die Beachtung der Praxis.

Verhütung der Geflügeltuberkulose

Obwohl die Lebertuberkulose seit einem Jahrzehnt im Rückgange begriffen ist, so gibt es doch noch genug Hühnerhöfe, wo sie seuchenartig auftritt. Als sichere äußere Kennzeichen sind anzusehen: verminderter Appetit, blasser Kamm und dünnflüssiger, weißer Kot. Beim geschlachteten Tier, das in der Regel recht leicht ist, fällt vor allem die stark angeschwollene Leber auf, die blaß aussieht und mit gelben Knötchen gespickt ist. Der Eierstock ist meist breiig zersetzt. Das hat natürlich zur Folge, daß solche an Lebertuberkulose erkrankten Hennen nicht mehr legen. In der Regel waren schon die letzten gelegten Eier schalenlos.

Ein Heilmittel gegen diese Seuche gibt es nicht. Wohl können von Tierärzten Impfungen in einen Kehllappen vorgenommen werden, durch die sich ergibt, ob das betreffende Tier Tuberkulose hat oder nicht; aber das ist auch alles. Hier hilft nur tägliche Reinigung der Stallungen, da die Hennen sonst an dem Kot picken, in dem die Tuberkeln mit abgegangen sind, und sich so anstecken. Einen Tag um den anderen sind Stallboden, Nester und Sitzstangen mit geeigneten Mitteln zu desinfizieren. — Auf diese Weise bleibt der Hühnerbestand schließlich doch tuberkelfrei.

Vorbereitung der Kükenstallungen

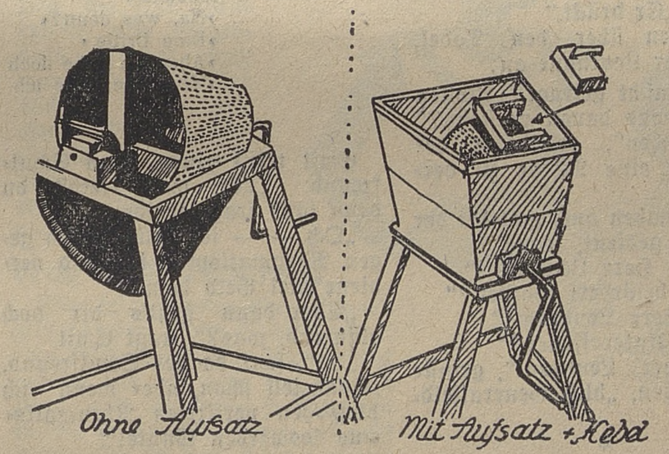
Bald werden auch die Kükenstallungen wieder bevölkert sein und es beginnt dann die interessanteste aber auch arbeitsreichste Zeit des Jahres des Geflügelzüchters. Augenblicklich ist es dringend notwendig, alles so vorzubereiten, daß auch nachher, wenn die Küken kommen, nichts überhastet wird. Die Schirmglucken sind nachzusehen, die Ofen-Abzugsrohre zu reinigen, weil sich in ihnen eine oft recht dicke Kruste absetzt. Brennstoff wie z. B. Briketts, Petroleum oder Anthrazit bzw. Glühstoff muß in solcher Menge bestellt werden, daß für eine längere Zeit Vorrat da ist. Bei trockenem Wetter muß mit der Desinfektion des Stalles begonnen werden. Zuerst ist alles zu reinigen, und zwar werden nach der Entfernung des groben Schmutzes die Wandungen wie auch der Boden gleichmäßig abgescheuert. Hierfür ist heißes Seifenwasser dem Kreolin zugesetzt ist, geeignet. Zur nachträglichen Desinfektion, besonders bei dem Auftreten von weißer oder roter Kükenruhr im Vorjahr sind stärkere Mittel zur Nachdesinfektion zu nehmen. In diese Gruppe gehören von den Flüssigkeiten Viscojod und von den trockenen Desinfektionsmitteln Streu-Mianin, Streu-Multisept und ähnliche.

Es wäre vorzuschlagen nach der Reinigung des Kükenstalles auch sofort die Schirmglucken und Aufzuchtgeräte unterzubringen bzw. anzuheizen, damit die Feuchtigkeit nicht zu lange in den Wandungen bleibt.

Gleichzeitig mit den Stallungen müssen auch die Ausläufe besichtigt und insbesondere die reparaturbedürftigen Zäune ausgebessert werden. Das dünne Drahtgeflecht, das vielfach vor einigen Jahren für die Ausläufe genommen wurde, hat leider den Nachteil, daß es sehr früh rostet und deswegen nicht die so notwendige Trennung der einzelnen Abteile ermöglicht. Angerostetes Drahtgeflecht, das man schon an der graubraunen Farbe erkennen kann, muß an den schlechten Stellen ersetzt werden oder ist mit einem dünnflüssigen Teeranstrich noch für mehrere Jahre haltbar zu machen. Ausläufe, die ein zu grobmaschiges Geflecht haben, durch das also die Küken schlüpfen können, sind durch ein enges Geflecht bis zu einem halben Meter Höhe über dem Boden neu einzuzäunen. Dieses Geflecht wird am besten auch noch etwas in den Boden eingegraben, damit die Tiere keine Löcher scharren und nicht darunter hindurchschlüpfen können.

Selbstgefertigte Rübenreibe

Ein bekannter Geflügelzüchter hat einmal gesagt, daß der Farmer oder Siedler nächst dem richtigen Füttern nirgends so viel sparen kann wie bei der Instandsetzung von Gebäuden und der Selbstanfertigung von Geräten. Noch ist es Zeit, diesen Rat zu befolgen. Wenn erst der Vorfrühling da ist, und das Brutgeschäft und die Aufzucht wieder einsetzen, wird der Hühnerhalter kaum noch die Zeit für die Werkstattarbeiten erübrigen. Bei der Anfertigung von Geräten kommt es nicht allein darauf an, Löhne und Sozialabgaben zu ersparen und in der arbeitsschwachen



Zeit die eigene Arbeitskraft nutzbringend im Betriebe zu verwenden, sondern es müssen auch Ersparnisse an Werkstoffen dabei herausspringen, indem Altmaterial zweckmäßig weiterverwendet wird. So kann man z. B. aus einem alten Zinkblecheimer, dessen Boden durchgerostet ist, recht gut eine Rübenreibe zusammenbauen. Oberingenieur H. Krause gibt dafür in der Deutschen Landwirtschaftlichen Geflügel-Zeitung die folgende Anleitung: „Zunächst wird ein alter Zinkeimer auseinandergefalzt, dicht bei dicht mittels eines Spitzdurchschlags mit Löchern versehen, so daß der entstehende Grat nach außen kommt, und wieder zusammengefalzt. In beide Oeffnungen des Eimers, oben und unten, kommt ein Holzkreuz, das die Welle aufnimmt, die einschließlich der Handkurbel aus Gasrohr hergestellt ist. Das eine Bild ist ohne den hölzernen Aufsatz aufgenommen, um die aus dem alten Eimer hergestellte Reibe zu zeigen. Um die Rüben nicht mit den Händen halten zu müssen, was bei einiger Ungeschicklichkeit leicht blutige Finger gibt, ist an dem Aufsatz noch ein Holzhebel angebracht, dessen durch Gelenkbänder bewegliches Brettstück die Rüben auf die Reibfläche drückt." Dort, wo man die Rüben in Maschendrahtbeuteln ganz aufhängt und den Hühnern das Heraushacken überläßt, wird man die Rübenreibe als überflüssig ansehen. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß zerkleinerte Rüben besser ausgenutzt werden als ganze.

AUS DER PRAXIS



Lies und Lach'!



Vom alten Haeseler

Graf Haeseler lebte nach seiner Verabschiedung als Generalfeldmarschall auf seinem Schloßgut Harnekop. Von klein auf an Tätigkeit gewöhnt, gönnte er sich auch im Alter keine Ruhe. In einfacher — und schon ziemlich mitgenommener — Lodenkleidung, einen verwetterten Jägerhut auf dem Kopf und einen derben Krückstock in der Hand, durchstreifte er fast täglich seine ausgedehnten Besitzungen.

Als einmal in der nahen Stadt die Remonte ausgehoben wurde, machte ein junger Kavallerieoffizier einen Spazierritt, wobei er in die Nähe von Harnekop kam. Noch ziemlich weit vom Schloß entfernt, auf einem Feldweg, rutschte seinem Pferde der Sattelgurt. Der Leutnant sprang ab, blickte sich hilfesuchend um und gewahrte auf dem Felde einen wettergebräunten Alten, den er für einen Bauern hielt.

„Kommen Sie doch mal her!" rief er ihm zu, „Moment 'n Gaul halten."

Schmunzelnd kam der Alte der Aufforderung nach, musterte mit Kennerblick das Pferd und brummte: „Er drückt."

Ungehalten über den Tadel, fuhr ihn der Leutnant an:

„Waren nicht gefragt. Wollen wohl auch was davon verstehn?"

„Ein bißchen", erwiderte der Graf, ohne eine Miene zu verziehen.

„So, — haben auch mal bei der Kavallerie gedient, was?"

„Jawohl, Herr Leutnant!"

„So — befördert worden?"

„Doch, Herr Leutnant!"

„Hm — Unteroffizier?"

„Ne, Herr Leutnant", grinste der Haudegen, „bloß Generalfeldmarschall!"

*

Schupo: „Ich beobachte Sie schon eine ganze Stunde! Warum fahren Sie denn mit Ihrem Auto andauernd hier vorm Krankenhaus herum?"

„Och... Herr Wachtmeister, bloß aus Vorsicht, ich fahre nämlich heute das erstemal allein!"

Wer Arbeit kennt...

Ein Landstreicher bettelt im Dorfe. Auf einem Bauernhof sagt ihm der Bauer: „Wenn Sie sich was verdienen wollen, dann können Sie gleich drüben auf dem Acker die Kartoffeln ausbuddeln!"

„Ach", antwortete ihm der Vagabund, „wollense nicht lieber den dazu nehmen, der se gesetzt hat, der weiß doch ganz genau, wo se alle liegen!"

*

„So, Fritzchen", sagt der Vater erbittert, „und wenn ich dir für deine Ungezogenheiten jetzt eine Ohrfeige gebe, was würdest du dann sagen?"

„Sicher irgend was, wofür ich noch eine bekäme, Papa..."

*

„Sag mal, Erna, ich habe gehört, du hast deine Verlobung mit dem Studienrat aufgelöst? Warum eigentlich?"

„Ja denke mal, der hat mir doch immer meine Liebesbriefe mit roter Tinte korrigiert zurückgeschickt!"

*



»Großmama, ich weiß, was ich Dir zum Geburtstag schenke.«
»Na, was denn?«
»Eine Brille.«
»Aber ich habe doch schon eine.«
»Nein, die habe ich kaputt gemacht.«

Emil trifft einen alten Schulfreund. „Na, was treibst du denn so?" fragt er ihn.

„Och — — ich stelle Pillen gegen Rheumatismus her und verdiene viel Geld damit!"

„Aber dann geht's dir doch glänzend, was?" fragt Emil.

„Ja", sagt da der Schulfreund, „finanziell schon, aber wenn ich bloß den verflixten Rheumatismus loswerden könnte!"

*

„Sagen Sie mal, Sie stammen wohl aus dem Harz?"

„Wes—wes—halb mei—nen Sie das?"

„Nun, weil Sie so brockenweise sprechen!"

Eine Münchener Schauspielerin nahm ein neues Mädchen in Dienst. Zenzi interessiert sich leidenschaftlich fürs Theater und ist bald über alles im Bilde, was mit dieser Kunstanstalt zu tun hat.

Eines Tages kommen zwei Herren, geben eine Karte ab und bitten vorgelassen zu werden. Zenzi bringt die Karte hinein, überreicht sie und bemerkt: „Zwoa Herren san kemma..."

„Ja, wo sind sie denn?"

„Der oane, der wo mir die Kart'n geben hat, den hab i ins Wohnzimma einigführt. Den andern, den hab i wieda fortgeschickt!"

„Aber warum den fortgeschickt?"

„I — wo werd i denn zwoa auf eine Kartn einilassn!"

Der Abschied

Ein Pariser Ensemble, in dem sich unter anderen auch Sascha Guitry befand, gastierte eines Tages auch in Petersburg. Man spielte eine Komödie, die nicht genügend vorbereitet war. In einer Szene hatte einer der Darsteller zu sagen: „Nun muß ich Abschied nehmen." Der geschickte Souffleur gab im richtigen Augenblick den Anschlag. Keiner der drei Schauspieler, die auf der Bühne standen, hatte aber eine Ahnung, wer diese Worte zu sprechen hätte.

Eine peinliche Pause entstand.

Wieder war aus dem Souffleurkasten zu hören: „Nun muß ich Abschied nehmen."

Abermals eine schon peinlicher und gefährlicher werdende Pause.

Zum dritten Male suchte der Kastengeist die Situation zu retten. Guitry erkannte sofort, daß etwas geschehen müsse, ergriff die Hand seiner beiden Kollegen, führte sie bis zur Rampe vor und sagte dann in feierlichem Ton:

„Eines ist mir klar. Es ist unbedingt notwendig, daß sich einer von uns verabschiedet, ich weiß nur nicht, wer es sein soll."

Der Souffleur war geistesgegenwärtig genug, um diskret aus dem Kasten heraus auf den Darsteller zu zeigen, der sich zu verabschieden hatte, und dieser erklärte dann: „Ich muß es sein" — und verließ die Bühne.

*

„Erschießen Sie sich wirklich, wenn ich Ihnen keinen Kuß gebe?" fragte Lottchen den August.

„Aber bestimmt!!!" sagte August, „das tue ich in solchen Fällen immer!"

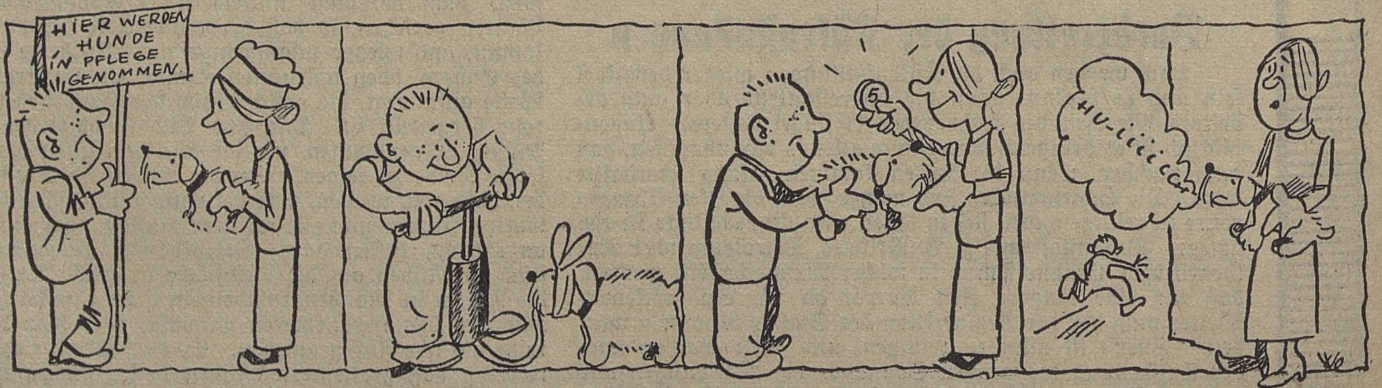
*

„Donnerwetter", sagte Emil zu dem Uhrmacher, „die Uhr ist aber billig, können Sie denn daran noch was verdienen?"

„Das nicht", antwortete der Uhrmacher lächelnd, „aber nachher an den Reparaturen springt immer ein ganz schönes Stück Geld heraus!"

„Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll — jeden Tag kauft sich meine Frau ein paar Handschuhe, eines teurer als das andere — nächstens bin ich durch ihre Handschuhmanie ruiniert."

„Sehr einfach, kauf ihr einen kostbaren Brillantring."



Eine aufgeblasene Geschichte

Von Frauen – für Frauen

Turnen Sie richtig?

Vergessen Sie nicht, daß jede gymnastische Arbeit umsonst ist, wenn sie nicht in unserem Gehirn richtig verarbeitet wird. Es nützt Ihnen gar nicht, wenn Sie jeden Tag pünktlich Ihre Zeit innehalten, wenn Sie alle Uebungen kunstvoll und korrekt beherrschen. Ihr Körper hat keinerlei Nutzen davon. Stellen Sie sich Ihr Gehirn als Telephonzentrale Ihres eigenen Körpers vor und lassen Sie jede Tätigkeit von hier aus bestimmen. Sie müssen Ihre Gedanken förmlich in die Sache hineinschicken, wenn Sie zum Beispiel eine Uebung mit Ihren Armen machen, Ihre Gedanken müssen dort sein, wenn Sie Atemübungen machen, in der Brust usw. Bedenken Sie, daß nicht nur Ihre Knochen und Muskeln turnen, nein, Ihre Haut, Ihr Herz, Ihre Nieren, alle Ihre Organe nehmen teil daran, und haben erst die volle Ausnutzung Ihrer Bemühungen, wenn Ihr Gehirn die Leitung übernimmt.



Das Plätten von gestärkten Herrenhemden

Herrenwäsche waschen und plätten zu lassen, ist immer noch unverhältnismäßig teuer. Aber leider auch so schwierig, daß nicht jede Hausfrau mit dieser Aufgabe fertig wird, da sie eine ganze Menge Geschicklichkeit erfordert. Wir geben hier ein paar Fingerzeige, mit denen es vielleicht möglich ist, diese Arbeit selbst zu machen.

Man rechnet auf einen halben Liter kaltes Wasser 85 Gramm Reisstärke und einen Teelöffel Borax, verrührt diese Mischung gut und taucht jedes Hemd einzeln hinein, drückt es aus und verreibt die Stärke gut in der Hand, damit sich keine Klümpchen bilden. Dann wickelt man jedes Stück in ein Tuch und läßt es eine Stunde liegen. Vor dem Plätten, das auf einem sauberen Tuch mit dicker Flanellunterlage vor sich geht, zieht man das Hemd sehr glatt, und dann wird es von links und von rechts faltenlos gebügelt. Jetzt legt man es beiseite und läßt es zehn Minuten trocknen. Dann beginnt man von neuem, indem man leicht mit Wachs über die steif werdenden Teile streicht, und bügelt so lange, bis es ganz trocken und glänzend ist. Zum Schluß faßt man Kragenbiese und Manschetten mit der linken Hand an der äußersten Kante und zieht sie hoch und rund unter dem Eisen weg, damit sie Form bekommen.

*

Blumenkörbe gehören niemals ohne Schutz auf Decken oder Tische. Während des Gießens kann man sie in ein Gefäß tun, damit das Wasser ungehindert ablaufen kann. Hinterher stelle man sie auf eine Unterlage in der Form des Korbes aus wasserdichtem Papier.

Ein wenig Höflichkeit

Höflichkeit sollte eine selbstverständliche Eigenschaft sein. Sie verliert jeden Wert, wenn man sie von der Person abhängig macht. Einem jungen hübschen Mädchen seinen Platz anzubieten, ist keine Höflichkeit, sondern Eigennutz, wenn man das gleiche nicht bei einer einfachen Frau tun würde.

Gesundheits- und Körperpflege

Ein wenig über das Wasser als Schönheitsmittel

Die einen schwören aufs Wasser, die andern verdammen es. Dieser krasse Unterschied in der Beurteilung muß einen andern Grund haben, als die mangelnde Urteilskraft der Frau; denn wenn es sich um die eigene Schönheit handelt, wissen sie alle recht gut Bescheid.

Es hat auch wirklich einen anderen Grund, nämlich, das Wasser ist verschieden. Es gibt Städte und Länder mit ganz weichem Wasser, und da bekommt es naturgemäß der Haut sehr gut — und umgekehrt. Hartes Wasser enthält Chemikalien, die jede Haut reizen und vergröbern. Daher muß man dieses Wasser künstlich weich machen. Das ist sehr einfach, man braucht nur ein wenig Borax oder Natron hineinzugeben.

Frau Mode empfiehlt...

Für selbstschneidernde Frauen gibt es eine große Erleichterung: eine Büste, die aus weichem Draht besteht und die nach der eigenen Figur mit ein paar Handgriffen in die erwünschte Form gebracht wird. Da sie den Körper genau nachbildet, gibt es keine schwierigen Anproben mehr. Und das Schönste daran, sie läßt sich für die ganze Familie verwenden.



BLUSEN
für das Frühjahr

Die große Chance eines kleinen Mannes

Harry Gyps steht vor der ersten großen Chance seines Lebens. Harry Gyps ist der unbedeutende, kleine Verkäufer des Autogeschäftes Miller & Co. am Picadilly, und es ist ihm gelungen, heute morgen den wunderbaren roten 10-Zylinder an den Fabrikanten Stevenson zu verkaufen, d. h. so ganz perfekt ist der Kauf noch nicht, denn Stevenson verlangt erst einmal Probefahrt, bevor er zahlt, aber solch eine Probefahrt ist allgemein üblich.

Um Punkt 3 Uhr fährt er aus der Garage, um Mister und Missis Stevenson abzuholen. An der Ecke steht Mary, die kleine Stenotypistin und langjährige Freundin Harrys. „Hallo!" „Hallo!", „Mary!" Gyps stoppt, steigt aus und wandert pflichtvergessen mit der kleinen Mary in den neuen Cornerpark. Zehn Minuten später kehrt er zurück und sieht zu seinem Schreck: der Wagen ist fort — gestohlen — der herrliche 10-Zylinder — sein erstes großes Verkaufsobjekt.

Gyps pfeift — ein Taxi hält — er nimmt die Verfolgung auf. In rasender Eile jagt er durch die City, die belebten Straßen, immer dem roten Wagen nach, der sich mühelos durch den Verkehr windet. Plötzlich ist Gyps dicht hinter ihm, man hat ihn bemerkt — es knallt ein Schuß, und Gyps Vorderreifen fallen zusammen wie zwei leere Mehlsäcke. Was nun? Gyps schwingt sich aus dem Wagen — geduckt wie eine Katze springt er auf den nächsten Autobus und läßt sich bei der Straßenecke, an der der blaubefrackte „Bobby" Halt gebietet, gewandt und ungesehen auf das Dach des roten Wagens fallen. Die Jagd geht weiter — Gyps kauert atemlos über dem Dieb, die Häuserreihen tanzen vorbei, das dunkle Viertel beginnt, der Wagen fährt in einen Hof, die Bremsen kreischen. Sie stehen auf einer riesigen Holzplatte, die sich unmittelbar zu senken beginnt. Gyps ist in vollkommenes Dunkel gehüllt — dann wird es heller, und Gyps findet sich in einer ungeheuren unterirdischen Garage wieder, in der ein Auto, neu und frisch lackiert, neben dem anderen steht. „Ruhe", denkt Gyps, „Abwarten", und legt sich so flach auf das Wagendach, daß er, so klein und schmächtig wie er ist, den Untenstehenden kaum sichtbar sein kann.

In 2 Stunden ist der Wagen fertig. Glänzend grün steigt er wieder ans Tageslicht — die Holzplatte schließt sich automatisch unter ihm. Da wachsen Gyps Kräfte ins Riesenhafte. Der kleine, schmächtige Gyps erledigt mit einem Schlag den Fahrer, schwingt sich in den Führersitz und hält 10 Minuten später vor dem Haus Mr. Stevensons. „Hallo, Harry Gyps — drei Stunden zu spät — ein schlechtes Zeichen, mein Lieber!" — „Verzeihen Sie, Mr. Stevenson, — Sie beliebten heute morgen einen grünen Wagen schöner zu finden als einen roten. Ich habe ihn umlackieren lassen, bitte sehr." — „Tüchtig, mein Junge, Dich kann man brauchen!" Stevenson unterschreibt schmunzelnd den Kaufvertrag.

Was in der Welt geschah

Siebenbürgens Bischof Teutsch †

Der Bischof der Siebenbürgisch-sächsischen Landeskirche, Friedrich Teutsch, ist im Alter von 80 Jahren in Hermannstadt gestorben.

D. Dr. Teutsch, der am 16. September 1852 in Schäßburg geboren war, stand von 1906 bis zu seinem im Vorjahre wegen hohen Alters erfolgten Rücktritt an der Spitze der Siebenbürgischen Landeskirche und hat sich weit über die Grenzen seines Landes hinaus nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Vorkämpfer des Deutschtums und als Geschichtsschreiber der Siebenbürger Sachsen einen Namen gemacht. In dieser Wirksamkeit wie in seinem kirchlichen Amt führte er die Tradition fort, die sein Vater, Bischof Georg Daniel Teutsch, in langem und fruchtbarem Wirken entwickelt hatte.

*

Wagner-Ehrung in Bayreuth

Am 50. Todestage Richard Wagners war Haus Wahnfried in Bayreuth das Ziel vieler Tausender. Der Aeltestenausschuß der Stadt mit Bürgermeister Popp an der Spitze legte am Grabe des Meisters und von Frau Cosima Wagner eine Lorbeerkranzspende nieder. Dann überreichte er in Villa Wahnfried der Witwe Siegfried Wagners, Frau Winifred Wagner, den Ehrenbürgerbrief. Neben der städtischen Abordnung gedachten zahlreiche Persönlichkeiten und Verbände des Meisters und legten Kränze am Grabe nieder, so Kronprinz Rupprecht von Bayern und der Kronprinz von Dänemark. In den Bayreuther Schulen gedachte man in schlichten Feiern des Tages.

*

Ritterliches Australien

Das Namensschild des Kreuzers „Emden", das von dem australischen Kreuzer „Sidney" am 9. November 1914 erbeutet wurde, wird als Symbol der Freundschaft zwischen Australien und Deutschland durch den Vertreter Australiens in London nach seiner Rückkehr aus Genf dem Reichspräsidenten überreicht werden. Das Namensschild trägt die Widmung:

„Dem deutschen Volke übergibt die australische Nation und ihre Regierung das Namensschild des berühmten Kreuzers „Emden" in Anerkennung der Tapferkeit ihres Kapitäns, der Offiziere und der Mannschaften in dem Gefecht auf hoher See am 9. November 1914 bei den Kokos-Inseln mit dem australischen Kreuzer „Sidney" und in Erinnerung der Männer und Frauen beider Nationen, die im Weltkriege ihr Leben hergaben."

Kurz zuvor hat die ehemalige Mannschaft des australischen Kreuzers „Sidney" einen in einen kristallklaren Eisblock eingefrorenen Lorbeerkranz zur Ehrung der Helden der „Emden", die im Kampf mit der „Sidney" ihr Leben ließen, nach Deutschland gesandt. Er wird in Bremen aufbewahrt.

*

Ein Grab der Schillschen Offiziere in Holland entdeckt

Kinder, die in der kleinen holländischen Ortschaft Deventer auf dem sogenannten „Galgenbeld" spielten, fanden in der Erde menschliche Knochen, bei denen Uniformknöpfe, Reste eines Waffenrocks und ein vergilbter Brief lagen. Die örtlichen Behörden stellten Nachforschungen an, die zu einem aufsehenerregenden Ergebnis führten. Nachdem es mit Mühe gelungen war, einige Zeilen des alten kaum lesbaren Briefes zu entziffern, konnte die Feststellung gemacht werden, daß es sich um ein Abschiedsschreiben eines der Offiziere des berühmten Schillschen Detachements handelte. Der Brief ist vom 16 September 1809 datiert und hatte den aus Wesel stammenden Adolf Keller zum Verfasser. Ferdinand von Schill gehörte zu jenen preußischen Patrioten, die ihren Namen während der Napoleonkriege unsterblich machten. 1809 faßte Schill den Beschluß, Preußen durch eine kühne Unternehmung zum Kriege gegen den Korsen fortzureißen, um auf diese Weise die Schmach des Tilsiter Friedens wettzumachen. Ohne Wissen seines Königs zog er unter dem Vorwande eines Feldmanövers gegen die Franzosen. Er wandte sich nach Mecklenburg, um nach Rostock vorzudringen, wo er englische Unterstützung zu finden hoffte. Vom Feinde bedrängt, rettete sich das Schillsche Freikorps nach Stralsund, um in aller Eile die verfallenen Festungswerke wieder aufzurichten. Am 31. Mai erschienen etwa 6000 holländische, im Dienste Napoleons stehende Husaren vor den Mauern der Stadt. In den Straßen Stralsunds kam es zu einem blutigen Kampf. Etwa zweihundert Reiter schlugen sich durch und erzwangen sich freien Abzug nach Preußen. Eine andere Abteilung entkam nach Swinemünde, der Rest des Freikorps aber fiel im Gefecht, darunter auch Schill, oder wurde gefangen genommen. 543 Mann sind auf Befehl Napoleons auf die Galeeren transportiert worden. Elf gefangene Schillsche Offiziere wurden am 16. September 1809 in Wesel auf Grund des Urteils eines französischen Feldgerichts erschossen. Ein Teil der gefangenen Offiziere wurde nach Holland verschleppt, um dort vors Kriegsgericht gestellt zu werden. Der sensationelle Fund auf dem „Galgenbeld" in Deventer berechtigt zur Annahme, daß diese nach Holland abtransportierten Offiziere des Schillschen Freikorps in Deventer erschossen und beigesetzt worden waren. Schon der Name des Fundortes ist in dieser Hinsicht bezeichnend. „Galgenbeld" soll auf deutsch etwa Hinrichtungsstätte bedeuten.

*

Das Reh als Todesursache

In der Nähe von Hümme (Bez. Kassel) sprang ein Reh in das mit 70 Stundenkilometer fahrende Motorrad des Schneidermeisters Hartmann aus Kassel. Das Reh stürzte, die Maschine sprang über es hinweg, den Hals aufreißend, und landete an einem Baum. Der Motorradfahrer blieb tot auf dem Platze; auch das Reh wurde tot im Straßengraben gefunden.

*

Die Barmats aus Belgien ausgewiesen

Dem Brüderpaar Julius und Henri Barmat, die seit Jahren nach ihrem ruhmlosen Abtreten von der öffentlichen Bühne Deutschlands im wesentlichen im westlichen Europa ein neues Tätigkeitsfeld gefunden haben, dessen Schwerpunkt in Brüssel liegt, ist von der belgischen Regierung der Ausweisungsbefehl und das Niederlassungsverbot in Belgien zugestellt worden. Beide haben noch eine Frist bis Anfang März verlangt, um ihre Geschäfte zu ordnen. Sie sollen sich, wie man hört, mit der Absicht tragen, nach Holland zurückzugehen.

*

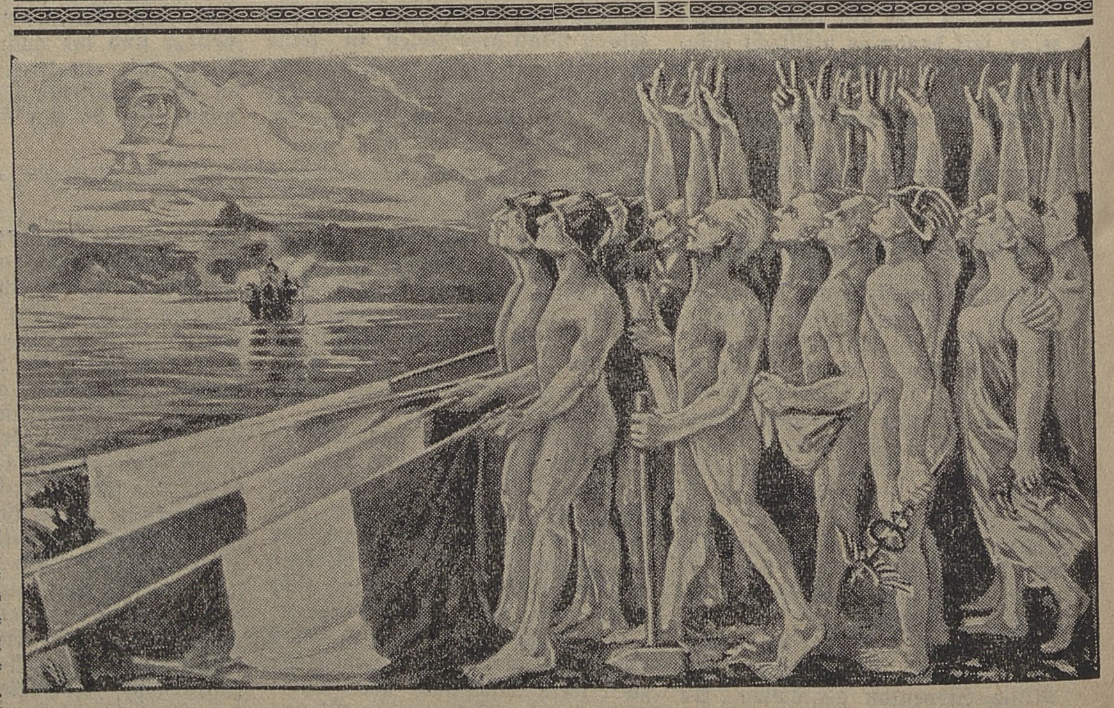
Massenvergiftung durch Alkoholgenuß

In einem Wirtshaus in Temesvar (Ungarn) erkrankten 22 Personen an vergiftetem Alkohol. Fünf starben im Krankenhaus, und die 17 anderen Personen befinden sich zurzeit in hoffnungslosem Zustand. Ein Landwirt namens Nemeth hatte 50 Liter selbst gebrannten Schnaps auf dem Markt verkaufen wollen. Als er ihn nicht los wurde, lud er Bekannte und Gäste des Wirtshauses zum Trinken ein. Sämtliche Teilnehmer der Gesellschaft erkrankten nach dem Genuß unter großen Schmerzen, fünf starben unmittelbar nach ihrer Einlieferung in ein Krankenhaus, 1 Stunde nach dem Genusse des Schnapses. Es wird vermutet, daß Methylalkohol in dem Getränk enthalten war.

*

Denkmäler aus Zeitungspapier

In London ist soeben die große Ausstellung der Bildenden Künste im Königlichen Institut eröffnet worden. Die große Sensation dieser repräsentativen Ausstellung sind die letzten Skulpturen des bekannten Bildhauers Cecil Brown. Sie haben nicht nur aus rein künstlerischen Gründen Aufsehen erregt, nicht nur eine Diskussion wegen ihrer kühnen Behandlung des Vorwurfes entfacht, sondern in erster Linie wird die Sensation durch die tatsächlich ungewöhnliche Art des verwandten Materials der Skulpturen hervorgerufen. Ein Material, von dem Brown behauptet, den plastischen Stoff der Zukunft gefunden zu haben, der ideale Ersatz für den teuren Marmor Es ist — Zeitungspapier. Brown hat einige Ballen von Zeitungsmakulatur in einem Säurebad aufgelöst, den so gewonnenen Brei etwas verhärten lassen und dann aus ihm nach einem bereits vorhandenen Modell nur mit der Hand seine überlebensgroßen Statuen geschaffen. Um sie wetterfest zu machen, hat er sie zum Schluß mit Asbest bestrichen und behauptet nun, daß dieser neue Formungsstoff bei großer Billigkeit alle Vorzüge des Marmors besitze.



Das Gelöbnis der Überlebenden

Der bekannte Chemnitzer Maler Arthur Wirth hat aus Anlaß des Volkstrauertages dieses große Wandgemälde geschaffen, das eine ebenso eigenartige wie eindrucksvolle Ehrung der Helden darstellt, die ihr Leben für das Vaterland ließen.

Vor 15 Jahren

Zeppelinkriegsfahrt nach Afrika

Von Konter-Admiral a. D. Marholz, Kiel

Wir finden in dem in Pretoria erscheinenden „Deutsch-Afrikaner" folgende Erinnerung an die lufttechnische Großleistung eines Zeppelinflugs zu der heldenmütigen deutschen Schutztruppe in Afrika während des Weltkriegs:

Der Gedanke, der in Afrika schwer kämpfenden Truppe Lettow-Vorbecks auf dem Luftwege Kriegsmaterial zuzuführen, war aufgetaucht, als Zufuhren über See die tapfere Schar nicht mehr erreichen konnten, da sie

durch die englische Uebermacht von den Häfen abgedrängt

worden war. Aber die Wissenschaft hielt damals allgemein eine Luftschiffahrt in den Tropen wegen der unvermeidlichen hohen Gasverluste infolge starker Temperaturschwankungen für unmöglich, auch glaubte man nicht, daß ein Luftschiff eine so lange Zeit ununterbrochen in der Luft bleiben könnte, wie es die Fahrt nach Afrika erforderte. Erst als im Sommer 1917 der Oberleutnant zur See d. Res. Lehmann mit dem Luftschiff L. Z. 120 eine Uebungsfahrt von 101 Stunden Fahrtdauer ausgeführt hatte, erschien der Beweis für die Möglichkeit einer so langen Fahrt erbracht, und man beschäftigte sich ernstlich mit dem Plan. Nach einigen mißglückten Versuchen

startete das Marineluftschiff L. 59 am 20. November 1917 vom Flughafen Jambol in Bulgarien

zu der denkwürdigen Fahrt. Dem Zwecke entsprechend, möglichst viel Kriegsmaterial mit dieser einmaligen Fahrt der Schutztruppe zuzuführen, wurde L. 59 besonders hergerichtet. Durch Verlängerung seines Rumpfes um 30 Meter wurde seine Tragfähigkeit außerordentlich erhöht, außer dem Brennstoff, Wasserballast und Ausrüstung für die lange Fahrt konnte eine Nutzlast von etwa 15 Tonnen mitgenommen werden. Als Baustoff für das Luftschiff dienten zum Teil

Materialien, die für die Bedürfnisse der Schutztruppe verwendet werden konnten,

nachdem das Schiff, unten angekommen, abmontiert worden war. Aus der Hülle sollten Schlafsäcke, Umhänge und Zeltbahnen, aus den Gaszellen Verbandsstoffe und Hemden hergestellt werden. Das Gerippe sollte das Material für Baracken, Tragbahren, M.-G.-Lafetten und dgl. liefern, und ein Teil des Laufganges bestand aus Kernleder für das Schuhwerk der Truppe. Schließlich sollte die Bordfunkstation zu einem Sender an Land umgebaut werden, die Luftschiffmotoren sollten als Betriebsmaschinen für die dafür erforderlichen Dynamos dienen, ja, man dachte sogar an die Errichtung eines Funkturms aus dem Aluminiumgerüst des Luftschiffes, um vielleicht eine unmittelbare Funkverbindung mit der Heimat herzustellen.

Schon zweimal war L. 59 zu seiner Afrikafahrt gestartet, aber beide Male wurde dem Kommandanten, Kapitänleutnant Bockolt, und seiner Besatzung drastisch vor Augen geführt, daß ein Start mit dem schweren Schiff ganz besonders günstige Witterungsverhältnisse erforderte, und daß ein sehr großer Wasserballast vorhanden sein mußte, um den hohen Gasverlust infolge starker Temperaturschwankungen ausgleichen zu können. So sehr es also anzustreben war, möglichst viel Ladung für die Schutztruppe mitzunehmen, so durften darunter keinesfalls die Anforderungen für den Sicherheitsballast leiden.

Der Weg des Luftschiffes

führt zunächst über Adrianopel nach Kleinasien. Bis zum Abend des ersten Tages bleibt es über Land. Mit gutem Schiebewind macht das Schiff hohe Fahrt, das Land fliegt nur unten so vorbei, Moscheen mit nadelförmigen Minaretts, zerklüftete Berge, verfallene Ruinen aus dem Altertum und schließlich Smyrna mit seinem Kloster der tanzenden Derwische und der großen Karawanenbrücke. Abends 10 Uhr passiert L. 59 Kreta. Bis hierher hatte es Schutz durch deutsche Flieger, von jetzt ab ist es ganz auf sich gestellt. In der Nacht über dem Mittelmeer muß das Schiff durch ein gewaltiges Gewitter hindurch, von starken Böen wird es Hunderte von Metern auf und ab gerissen, so daß es

schlimmer als ein Seeschiff im Sturme

tanzt. Eine Meldung von der Plattform, daß das Schiff brennt, versetzt die Besatzung in gewaltigen Schrecken, doch stellt sich dies bald als falscher Alarm heraus, es ist nur St. Elms-Feuer, das überall auf dem Schiff helle Lichtbündel aufschießen läßt. Ein prachtvoller Sonnenaufgang entschädigt die Luftschiffer für die aufregende Nacht. Als die afrikanische Küste ungehindert vom Feinde überflogen ist, fällt vorerst die Sorge vor Fliegern und Abwehrkanonen fort, und es beginnt der Kampf mit den tropischen Gefahren der Sahara.

Unten dehnt sich die Lybische Wüste in ihrer Unendlichkeit,

ein wahres Meer von Sand, eine eigenartige Farbentönung läßt die starre, unbelebte Landschaft wie die eines anderen Planeten erscheinen. Bald macht sich die Hitze bemerkbar, die Leute leiden unter Augenflimmern und Kopfschmerzen. Oeftere Ablösung der Posten und Schlaf sind ein gutes Mittel gegen den beginnenden „Wüstenwahnsinn". Infolge der starken Bestrahlung der Hülle treten große Gasverluste ein; wenn das Gas durch die Ventile fließt, ertönt ein lautes Brummen, das das Luftschiff wie ein lebendes Wesen erscheinen läßt. Die starken Gasverluste müssen durch Abwerfen von Wasserballast ausgeglichen werden, um das Schiff auf der Höhe zu halten. Bald hat der erfahrene Höhensteuerer es aber heraus, diesem Gasverlust durch geschicktes Höhensteuern entgegenzuarbeiten. Der Ballast darf nur sparsam abgegeben werden, denn er ist in erster Linie für den Notfall da.

In dem Einerlei der Wüste bilden

die Oasen eine reizvolle Abwechselung.

Oase Siuha erscheint in prachtvollen Farben, ein tiefblauer Wasserspiegel ist von pittoresken Felsen und smaragdgrünen Palmen eingefaßt. Imposant ist das Kastell der Oase Farafrah, das vielleicht schon seit Römertagen den Bewohnern Schutz und Zuflucht bietet. Die ungehinderte Sonnenbestrahlung im Verlaufe des Tages ruft starke Vertikalböen hervor, die das Schiff plötzlich wegsacken lassen. Schwer hat der Höhensteuerer zu arbeiten, und nicht immer ist die Abgabe von Wasserballast zu verhindern. Unten erscheint nach längerer Wüstenfahrt wieder eine Oase, es ist Dacher, mit einer größeren Ansiedelung. Viele Menschen stehen staunend auf den Dächern,

plötzlich fallen alle zum Gebet nieder.

Was mag in den abergläubischen Köpfen vor sich gehen? Am Abendhimmel eine „Rosenwolke", wie sie der Aegypter poetisch nennt, ziehende Flamingos, die den Weg zum Nil weisen. Bald kommt der Fluß als Silberstreifen in Sicht, und nun gehts über den Sudan, dessen Berge vom sanften Schimmer des Mondes beleuchtet sind. Die Stimmung im Schiff ist hoffnungsvoll, nachdem dieser erste Tag über der Wüste vorbei ist. Der Kommandant zweifelt keinen Augenblick, daß er sein Ziel, das Makonde-Hochland im südlichen Teile der Kolonie, erreichen wird; die Besatzung ist jetzt mit der Tropenfahrt einigermaßen vertraut, und sowohl Wasserballast wie Betriebsstoff sind noch in ausreichender Menge vorhanden.

Ein Matrose tritt an ihn heran und weckt ihn aus seinen Grübeleien, er liest den Funkspruch, und seine Stirn umwölkt sich. Es ist

ein Befehl der Heimat, sofort umzukehren,

da das gesamte Makonde-Hochland in der Hand des Feindes sei. Eine bittere Enttäuschung für unsere braven Luftschiffer. Aber der Kommandant ist ein zu guter Soldat, um dem Befehl nicht zu gehorchen; schweren Herzens befiehlt er den Rückmarsch. Wieder kämpft am nächsten Tage das Luftschiff mit Wüstenwind und Sonnenböen, um ein Haar wäre es einmal fast gescheitert. Das Mittelmeer ist diesmal freundlicher, und nach viertägiger Fahrt landet L. 59 wohlbehalten in Jambol.

Es hatte auf dieser Fahrt

insgesamt 6757 Kilometer zurückgelegt,

also etwa 1000 Kilometer mehr, als die vorgesehene Reise nach dem Makonde-Hochland betragen haben würde. Gewiß, man weiß nicht, ob das Luftschiff seine Landung ungestört vom Feinde hätte vornehmen können; denn die Engländer hatten von der Unternehmung Wind bekommen und paßten auf. Aber am Tage der Landung hatte entgegen den englischen Nachrichten, die den Rückruf des Luftschiffes veranlaßt hatten, Lettow einen schönen Sieg über die portugiesischen Helfer der Engländer errungen. Bei einigem Glück aber war dann mit einer ungehinderten Landung von L 59 zu rechnen. Das ausgleichende Schicksal ließ Lettow-Vorbeck alles das, was das Luftschiff für ihn an Bord hatte, als Siegesbeute von den Portugiesen in die Hände fallen.

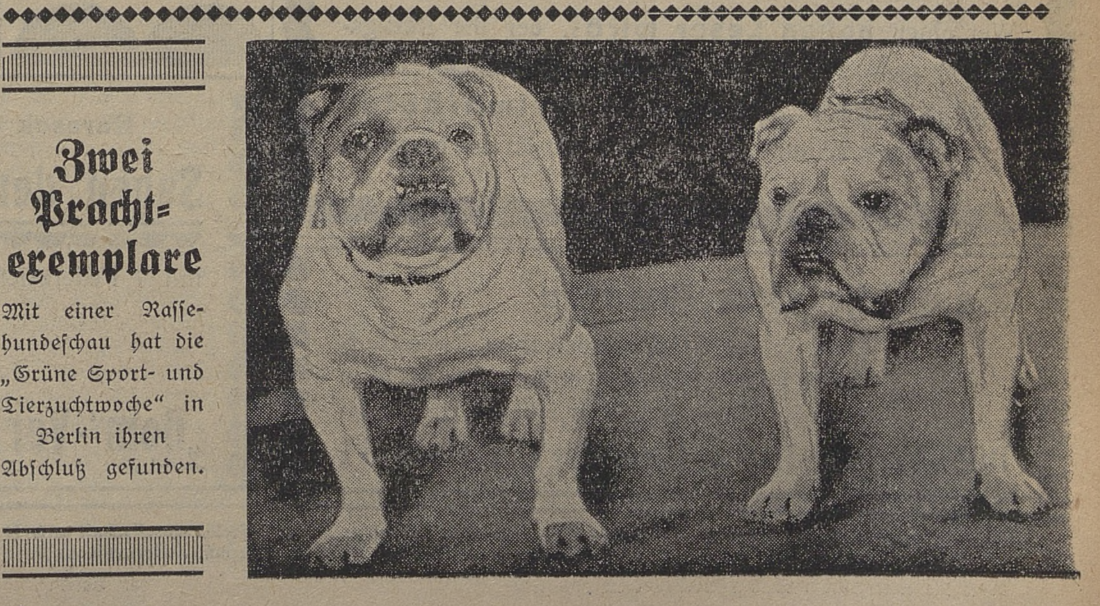
Wenn so das militärische Ziel der Fahrt auch nicht erreicht wurde, so schmälert das nicht

die lufttechnische Leistung des Luftschiffes und seiner Besatzung.

Es kann mit Genugtuung festgestellt werden, daß Deutschland bereits im Jahre 1917 Luftschiffe besaß, die imstande waren, Afrika auf dem Luftwege zu erreichen. Es ist daher durchaus berechtigt, die Fahrt des L. 59 nach Afrika als eine Großtat in der Geschichte der deutschen Luftschiffahrt anzusprechen. Der tapfere, energische Kommandant und seine prächtige Besatzung haben allerdings den Aufstieg der Großluftschiffahrt, für den sie Vorkämpfer waren, nicht mehr erlebt. Sie kamen vier Monate später von einer Kriegsfahrt im Mittelmeer nicht mehr zurück. Ehre ihrem Andenken!

Zwei Prachtexemplare

Mit einer Rassehundeschau hat die „Grüne Sport- und Tierzuchtwoche" in Berlin ihren Abschluß gefunden.



Einladung

zu der am 12. März 1933 um 13 Uhr in der evang. Schule zu Josefsberg stattfindenden

ordentlichen Vollversammlung.

Tagesordnung: 1. Eröffnung und Protokollverlesung, 2. Revisionsbericht, 3. Geschäftsberichte, 4. Genehmigung der Jahresrechnung, Bilanz, sowie Gewinn- und Verlustrechnung für 1932 und Entlastung der Funktionäre, 5. Gewinnverwendung, 6. Ergänzungswahlen, 7. Beitrittsgebühr, 8. Regelung der Fehlbeträge, 9. Festsetzung der Höchstgrenze der Verpflichtungen, 10. Aufsicht, 11. Allfälliges. Die Jahresrechnung liegt zur Einsichtnahme im Kassalokale auf.

Molkereigenossenschaft — Mleczarnia
Spółdzielcza z ogr. odp. Josefsberg
Rind mp. Obm. Obl. Mohr mp.

Einladung

zu der am 13. März 1933 um 18 Uhr in der evang. Schule zu Josefsberg stattfindenden

ordentlichen Vollversammlung.

Tagesordnung: 1. Eröffnung und Protokollverlesung, 2. Revisionsbericht, 3. Geschäftsberichte, 4. Genehmigung der Jahresrechnung, Bilanz, sowie Gewinn- und Verlustrechnung und Entlastung der Funktionäre, 5. Verlustdeckung, 6. Bon-Erledigung, 7. Druschgeld, 8. Neuwahlen, 9. Erhöhung der Höchstgrenze der Verpflichtungen, 10. Allfälliges. Die Jahresrechnung liegt zur Einsichtnahme im Kassalokale auf.

Spar- und Darlehnskassenverein
Spółdzielnia z nieogr. odpow.
Josefsberg
Rückemann mp.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.